

Schritte

V. V.

zur

Aufhellung des Sprachrathsels

betreffend

indo = europäische Sprachwurzeln.

Entwickelt nach physiologischen Principien

von

Jacob Walser,

Professor am Staatsgymnasium in Bernstadt.

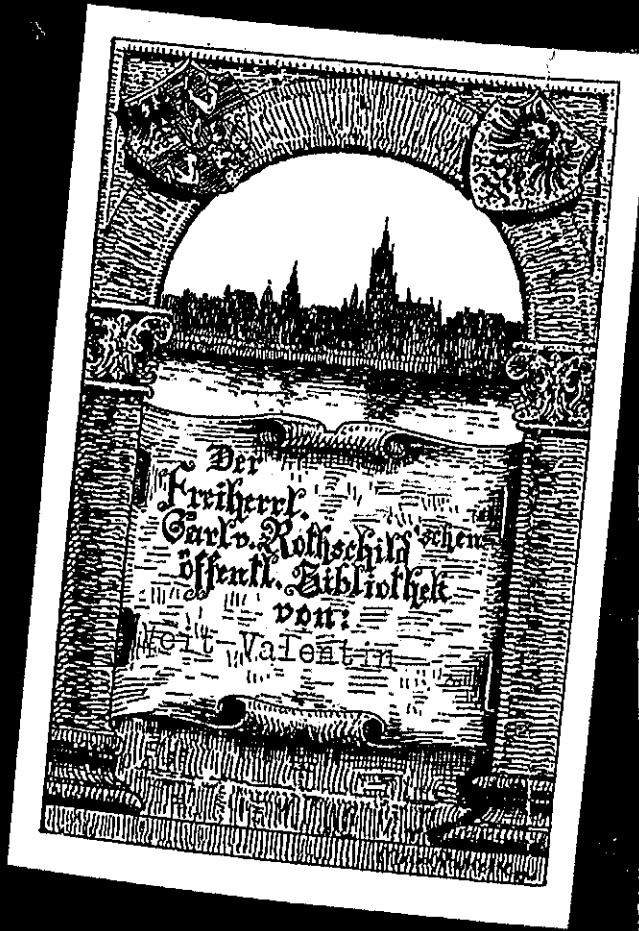
16963

Bernstadt.

Druck der S. Sittsch'schen Buchdruckerei.

1868.

(In Commission in der S. Sittsch'schen Buchhandlung.)



Publ 923/
200

Die Ursache, warum die Naturforschung resp. Physiologie nicht längst schon den Versuch machte, durch Auflichtung der von der vergleichenden Sprachforschung wohl angebeteten, aber unbegriffenen Wurzeln ein besonderes Feld anzubauen, scheint theils in dem Umstande zu liegen, daß die Naturforschung sich nicht mit der gebotenen Emsigkeit und Gründlichkeit auf das Sprachstudium verlegte, namentlich aber auch darin, daß dem strickt fachwissenschaftlichen Geiste der Sinn für die zweckgemäße Verwerthung des Lautelementes ferne blieb.

Herrmannstadt, Februar, 1868.

Der Verfasser.



Erster Theil.

Vor allem muß ich eines Aufsatzes gedenken, der jüngst in einer wissenschaftlichen Zeitung, dem *Auslande*, erschien und dessen erster Artikel unter Nr. 42, 16. Oktober 1867 fällt. Er ist von dem Zoologen Dr. G. Säger verfaßt und handelt von der Ursprache der Menschheit und ihren Ursprüngen. Dieser Aufsatz erregte in mir nicht bloß ein allgemeines, sondern auch ein persönliches Interesse, insofern ich mich selbst mit einem sehr nah verwandten Thema beschäftigte, weil seit etlichen Jahren bemüht, das Wesen verschiedener indogermanischer Sprachwurzeln nach Kräften zu ermitteln und aufzuklärten.

Ich gebe zuvörderst eine möglichst kurze Inhaltsstizze des genannten aus drei Artikeln bestehenden Aufsatze.

I. Artikel. „Der Sprachforscher, beginnt Dr. Säger, hat von seinem Standpunkte aus Recht, wenn er eine Untersuchung über den Ursprung der menschlichen Sprache für ein vermessenes Wagniß erklärt. Der einzige Ausgangspunkt, den er hat, die Summe der lebenden und todtten Sprachen, liegt soweit ab von dem, was wir die Ursprache des Menschengeschlechts zu nennen haben, daß es im höchsten Grade zweifelhaft sein muß, ob sich auf dem Wege der Sprachvergleichung eine Auslösung der etwa noch erhaltenen Elemente der Ursprache vornehmen läßt.“

Nachdem Dr. Säger erwähnt, daß dieses schwierige Thema trotzdem von den bedeutendsten Linguisten wie Humboldt, Herder, Grimm, Steinthal, Max Müller wiederholt erörtert worden, gedenkt er in Sonderheit der Ansicht Grimms und Steinthals, mit der Bemerkung, daß Grimms allzuenges Princip unter das Ziel, Steinthals zu weiters über das Ziel geschossen habe. Es müsse zwischen der Periode, wo man die Wurzeln unserer heutigen Sprache feststellte und dem was

den Inhalt der Sprache eines Thieres bildet, eine längere Entwicklungsreihe liegen.

Um aber den neuen Standpunkt, welcher sich von der entgegengesetzten Seite her der vergleichenden Sprachforschung gegenüber geltend machen läßt, zu fixiren, bedient er sich einer ausführlicheren Einleitung.

Erstlich bezeichnet er die Abstammung des Menschen als die eines makrocephalen Wesens von einem mikrocephalen, und bringt ihn so mit dem Thierreich in einen gewissen genealogischen Contact. Alsdann nennt er zwei Methoden der Vergleichung, von denen die eine die Differenzen, die andere das Gemeinsame betone.

In den ersten dieser beiden Hauptgedanken knüpft er die Hoffnung, daß ein Ausgehen von der Thiersprache für die Lösung des Problems, wie die erste Menschensprache wohl beschaffen gewesen sei, weit eher einigen Erfolg verspreche, als ein Rückschluß von der heutigen, hundert genug entwickelten Menschensprache. — Mit dem zweiten Hauptgedanken verbindet er den Entschluß, das Verfahren in der Vergleichung der Thier- und Menschensprache nach der Idee vom Gemeinschaftlichen einzurichten.

Nachdem er vorerst bittere Klage erhoben, wie über die Thiersprache im Allgemeinen die heillossten Ansichten herrschen, wendet er sich zur Sache selbst und unterwirft insbesondere den Gesang der Vögel und das Sprechen der Papageien einer genaueren Untersuchung. Er stellt in Abrede, daß der Gesang der Vögel die nächste Verwandtschaft mit der artikulirten Wortsprache besitze, und behauptet, daß er ganz genau dem unartikulirten wortlosen Sodeln der Menschen entspreche. Ferner macht er darauf aufmerksam, daß der Gesang der Vögel in enger Verbindung mit der Fortpflanzungsthätigkeit stehe, mithin zunächst Empfindungslaut für geschlechtliche Erregung, in erweiterter Bedeutung alsdann auch Sprechender mancher anderer Lustgefühle sei. Was aber das Sprechen der Papageien betrifft, so zeigt der Verfasser, daß das Sprechen dieser Vögel, wofür sie vernünftig und taktvoll unterrichtet werden, keineswegs ein so gedankenloses ist. Er weist darauf hin, wie der Papagei der gelernten Namen zunächst als Empfindungslaut und Merkmal des Wohlbehagens, dann auch als Lockton verwendet.

Um das Bild von der Lautsprache der Thiere zu vervollständigen, richtet der Verfasser seinen Blick auf den Ursprung der Lautsprache überhaupt.

Der Laut, an dem er sehr richtig ein doppeltes Element, das physiologische und psychologische, unterscheidet, ist zunächst etwas Spontanes und Absichtsloses. Der weitere Schritt, der zur Entstehung der Sprache führt, ist, wenn das Thier von seiner Fähigkeit, einen Laut hervorzubringen, absichtlichen Gebrauch macht. Nun ist das erste und allgemeinste Element der Thiersprache psychologisch genommen der Empfindungslaut, ohne jedoch lange bei dieser Bedeutung zu verharren. Der Empfindungslaut wird praktisch verwerthet und erscheint als Lockton für die Geschlechter, als Paarungsruf. Weitere Empfindungslaute bei den Vögeln und Säugethieren sind der Hunger- und Angstruf, kurz eine Reihe von Gefühlsäußerungen, die sich auf Lust und Mißbehagen beziehen. Auch von diesen Empfindungslauten gilt das gleiche, sie gewinnen demonstrative Bedeutung und dienen selbst über die Kreise der betreffenden Familien hinaus als zweckgemäße Verständigungsmittel. Die Empfindungslaute der Thiere haben ihr Analogon beim Menschen theils im Sodeln und Singen, theils in dem, was wir Interjektionen heißen.

Wir entdecken jedoch im Thierreich noch eine zweite Kategorie von Aeußerungen, die einen weiteren Fortschritt bekundet, freilich bei verhältnismäßig sehr wenigen Spezies. Die hieher gehörigen Erscheinungen beruhen auf der Lautnachahmung. Es gibt aber eine doppelte Gattung von Lautnachahmung: 1. Die spontane, welches Phänomen der Verfasser mit Beispielen belegt und selbes mit dem passenden Terminus "Synkinese" markirt. 2. Die freiwillige und abzuweckende. Die letztere Erscheinung weiß er wenigstens mit einem ziemlich sicheren Exempel aus dem Freileben der Thiere zu beleuchten, indem er erzählt, wie der Eichelhäher sich einen Laut zugeeignet hat, der mit geringem Modulationsunterschied dem Säuerhahnen und Wuffarden angehört. — Zum Schlusse recapitulirt der Verfasser das Auseinandergesetzte. Die Lautsprache der Thiere weist Interjektionen und Ahmlaute auf, erstere haben das allgemeinste Vorkommen, zur Onomatopoeie jedoch haben es nur wenige physisch und physisch begabte Vögel gebracht.

II. Artikel. Dieser Artikel zerfällt in drei Abschnitte, wovon der erste sich mit der Lösung von Zweifeln und Entkräftung von Einwürfen befaßt, die gegen eine naturalistische Anschauung vom Ursprung und Wesen des Menschen aus der Sache selbst allenfalls könnten deducirt werden. Ich hebe aus diesem Abschnitt nur folgende zwei Stellen hervor. Erstlich verzeichnet der Verfasser gleich anfangs die merkwürdige Thatsache, daß jene Geschöpfe, welche anatomisch und psychologisch dem Menschen am nächsten stehen, die anthropoiden Affen fast gar keine Lautsprache besitzen, sondern nur wenige Empfindungslaute für starke Affekte, hingegen eine hochentwickelte Gebärden Sprache. — Ferner ist er bemüht, für die Erscheinung, daß gerade der Mensch nach so starker Entwicklung der Sprache in lautlicher Hinsicht strebte, mehrere gewichtige Gründe beizubringen als da ist vielseitige Begabung, praktisches Bedürfniß, anatomische Beschaffenheit der Stimmwerkzeuge, musikalischer und onomatopoeischer Drang.

Der zweite Abschnitt, eine der interessantesten Parteen, behandelt direct das Thema, wie die Ursprache der Menschheit wohl beschaffen gewesen sein möge, wobei Dr. Säger nimmehr der Gebärden Sprache seine volle Aufmerksamkeit widmet.

In ihren ersten Anfängen ist die Gebärden Sprache wie die Lautsprache ein Ausdruck für den Erregungszustand. Dem Empfindungslaut entspricht die Empfindungsgebärde. — An zweiter Stelle gewinnt sie demonstrative Bedeutung, gleichwie sich der Empfindungslaut zum Lockton und Warnruf gestaltet. Sobald nun ein drüßlich fixirter Gegenstand Veranlassung zur Mittheilung wird, so entwickelt sich durch die entsprechende Gebärde, nämlich durch die Richtung des Blickes und die Bewegung des ganzen Körpers nach dem Gegenstande hin das Deuten, eines der capitalsten Verständigungsmittel. Das Auge, resp. der Kopf übernimmt zuerst das Deuten. Auf das Sehen folgt das Zugreifen, auf das Deuten mit dem Kopf das Deuten mit der Hand. Letzteres ist nämlich nichts anderes als ein Greifen in die Ferne.

Auf niederer geistiger Entwicklungsstufe ist nur das Bedürfniß zur Mittheilung über Abwesendes vorhanden und insofern genügt das Deuten vollkommen. Die Ursprache des Menschen entstand, als bei gesteigerter Intelligenz das Bedürfniß sich erhob, über Abwesendes sich zu verständigen. Da

genügte das Deuten nicht mehr, es mußte ein neues Verständigungsmittel geschaffen werden. Woher das genommen wurde, erhellt aus Folgendem:

Der Mensch besitzt drei Distanzsinne, das Sehorgan, um eine Form, das Gehörorgan, um einen Laut, das Geruchsorgan, um einen chemischen Eindruck zu empfangen. Diese dreierlei Eindrücke können die einzigen Quellen zur Verständigung über Abwesendes werden. Der Geruchssinn kann insofern dazu dienen, als sein Organ sehr verständliche Gebärden ausführt, namentlich was höchst widerwärtige Gerüche betrifft. Allein diese Gebärden sind einer weitgehenden Spezialisirung nicht fähig. Der Gesichtseindruck wird zunächst durch eine Gesichtsgestalt gegeben, jedoch gefestigt zum Gesichte ein Bundesgenosse, die deutende Hand, um Luftbilder zu entwerfen. Was endlich den Gehörsinn betrifft, so besitzt auch dieses Organ bei vielen Thieren Empfindungsgebärden, jedoch ist auch hier der Gebärde ein sehr enger Wirkungskreis gezogen, daher denn namentlich beim Menschen der Gehörsinn zu keinem synkinetischen Organ, dem Stimmwerkzeuge, griff.

Der Verfasser recapitulirt jetzt folgendermaßen: Als die Empfindungslaute und Empfindungsgebärden dem Bedürfniß nach Verständigung nicht mehr genügten, griff man zum Deuten, d. h. das Auge rief ein anderes im engeren Zusammenhang mit ihm stehendes Bewegungswerkzeug synkinetisch zu Hilfe, um den anwesenden Gegenstand zu markiren. Als das Bedürfniß kam, sich über Abwesendes zu verständigen, entwickelte sich einerseits das Deuten zum Zeichnen eines Luftbilds, und das zweite Sinnesorgan, das Ohr, rief gleichfalls das ihm unmittelbar untergeordnete Bewegungswerkzeug, das Stimmorgan zu Hilfe und schuf das Lautbild.

Aus dieser Auseinandersetzung geht nun hervor, daß Entstehung der Ursprache des Menschengeschlechts ohne Berücksichtigung der Gebärden Sprache ganz unverständlich bleiben würde. In jener Zeit stand die Lautsprache keineswegs so unabhängig von der Gebärde da, wie heutzutage in den hochcivilisirten Sprachen. Beides, Wort und Gebärde, bildeten integrierende Bestandtheile eines und desselben Verständigungsmittels. So sollen z. B. die Juris für die Begriffe heute, morgen, gestern, keine besonderen Lautbezeichnungen haben,

vielmehr bloß das Wort „Tag“, welches von dem aufwärts deutenden Finger begleitet zum Heute, von dem rückwärts deutenden zum Gestern, von dem vorwärts deutenden zum Morgen wird, daher sie sich im Finstern über diese drei Zeitformen gar nicht verständigen können. Die Mangelhaftigkeit einer solchen Verständigungsmethode in Fällen, wo die Sehkraft nicht zur Geltung gelangen kann, wird durch ein von Dr. Säger im dritten Artikel angeführtes Grempel noch bei weitem überboten. In der Sprache der Indianer nämlich bedeutet das rüffelartige Zuspitzen des Mundes ein Begehren. Wenn der Indianer sagen will: ich habe die Absicht in den Wald zu gehen, so macht er die betreffende Gebärde, deutet auf sich und malt das Luftbild des Waldes.

Im dritten Abschnitt wirft der Verfasser die Frage auf, wie es sich mit dem Wörterbuch des lautlichen Theils jener Ursprache verhalte. In dieser Beziehung, glaubt er, müsse man sich vergegenwärtigen, daß auf jener ersten rohen Culturstufe die Zerspaltung der Ursprache eine unendlich größere sein mußte als da wo bereits geregelte Uebersieferung besteht. Relative Fixirung der Sprache wächst mit der Lebhaftigkeit des Verkehrs großer Individuenmassen. Uebershaupt sucht Dr. Säger begreiflich zu machen, wie sowohl in Bezug auf die Empfindungs- als auch in Bezug auf die Ahmlaute eine ungeheure Vielsprachigkeit sich entwickeln konnte. Bei dieser Gelegenheit spricht er sich auch über das Wesen der Onomatopoeikla und ihre Mängel in längerer Rede treffend aus. Er gelangt mit seiner Erörterung zu folgendem Schluß, nämlich, daß die Ursprache trotz ihrer anfänglichen Einheit mit Naturnothwendigkeit sich sehr rasch auflöste, und zwar ohne Zweifel so gründlich und vollständig, daß vielleicht mit Ausnahme einiger Interjektionen und Ahmlaute die einzigen Reste, die heute davon existiren, die Buchstaben sind. Für allein möglich hält er nur die Aufstellung einer Skala von Wortkategorien nach der Reihe ihres Auftretens, wie der Empfindungslaute, der Ahmlaute.

III. Artikel. Der Verfasser recapitulirt die in den zwei vorhergehenden Artikeln gegebene Entwicklung der Sprache und entwirft demgemäß folgendes lichtvolle Schema:

1. Periode der Empfindungslaute und Empfindungsgebärden:

- a) Paarungsruß;
 - b) Familienruße: Warnruß, Fütterungsruß;
 - c) Geselligkeitsruße.
2. Periode des Deutens. Besteht darin, daß der Hauptdistanzstimm, das Auge sich nicht mehr mit der eigenen Gebärde begnügt, sondern ein syntinetisches Werkzeug zu Hilfe rußt. Zweck: Verständigung über Anwesendes.
 3. Periode der Nachahmung. Luftbild und Lautbild. Ersteres Fortentwicklung des Deutens, letzteres Folge davon, daß der zweite Distanzstimm, das Ohr, sein syntinetisches Sprachwerkzeug in Anspruch nimmt. Zweck: Verständigung über Abwesendes.
 4. Periode, in welcher die Luftbilder durch Lautbilder ersetzt werden. Veranlassung das Bedürfnis, sich auch da zu verständigen, wo eine Wahrnehmung des Luftbildes nicht möglich ist.

Nächstem sucht der Verfasser für seine Anschauung vom geschichtlichen Entwicklungs gange der Sprache noch anderweitige unterstützende Thatsachen aufzutreiben. Eine solche findet er erstlich in der Entwicklung des Ausdrucks beim Individuum, indem er in ziemlich reicher Exposition nachweist, daß beim Kinde von Periode zu Periode eine ähnliche Reihenfolge von Lautkategorien zu treffen ist, wie sie sich bei der vergleichenden Betrachtung der Thier- und Menschenprache ergeben hat: zuerst Empfindungslaute, dann das Deuten, endlich die Lautnachahmung. Eine weitere Unterstützung für seine Anschauung entnimmt er den Verhältnissen der Gebärdenprache. Erstens scheint überhaupt dieses Verständigungsmittel genau denselben Entwicklungs gang zu durchlaufen, wie die Lautsprache. Zweitens kennen wir nicht weniger als drei ganz unabhängige Entstehungsheerde der Gebärdenprache, einmal nämlich bei den Indianern Amerikas, dann bei den europäischen Taubstummten, endlich bei den Cisterziensern des Mittelalters. Diese drei Gebärdenprachen stimmen im Wesentlichen vollkommen überein und bestehen aus drei Elementen von Empfindungsgebärden, der deutenden Gebärde und dem Luftbild, das freilich öfter durch Abbrevlatur fast unkenntlich geworden ist.

An diese Motivierung seiner Anschauungen reiht der Verfasser noch zwei kurze Abschnitte, wovon der erste die stetige Fortentwicklung der Lautsprache im Gegensatz zur allmählichen Vernachlässigung, Erstarrung und Beharrung der Gebärden Sprache berührt, der zweite den Umstand nachdrücklich betont, wie bei der Gebärden Sprache der natürliche Zusammenhang zwischen Mensch und Thier weit schlagender hervortritt, als bei der Lautsprache, welche Thatsache er mit einigen treffenden Exempeln belegt.

Nach dieser Auseinandersetzung hält Dr. Säger das für beendet, was der Thierkundige seinerseits beitragen kann zur Aufhellung der Art und Weise, wie die menschliche Sprache entstanden ist. Er glaubt sich nicht verhehlen zu dürfen, daß von dem Punkte, wo seine Auseinandersetzung endigt, die Sprache noch eine Reihe von Entwicklungsphasen zu durchlaufen hat, um dahin zu gelangen, wo die vergleichende Sprachforschung von entgegengesetzter Seite her vordringend Halt gemacht hat, nämlich bis zur Entstehung der sogenannten Sprachwurzeln, und so lange diese Kluft nicht ausgefüllt ist, meint Dr. Säger, werden Zoologen und vergleichende Sprachforscher sich kaum die Hände reichen können, denn die letzteren werden sagen: so lang du mir meine Wurzeln nicht erklärst, nützt mich deine Auseinandersetzung nichts.

Sedoch auch in dieser Beziehung sucht Dr. Säger eintgermaßen zu vermitteln. Festhaltend an seiner Anschauung, daß die Empfindungslaute das erste Sprachgut des Menschen gewesen sind, aus denen er sodann durch Auslösung das Alphabet gewann, um mittelst dessen zunächst Ahmlaute in Form von Onomatopoeika und erst später für die Eindrücke des Gesichtsinnes gleichfalls Lautbilder zu schaffen, erhält Dr. Säger mehrere Kategorien von Sprachwurzeln. Ein Theil derselben, freilich wohl der allergeringste, hatte die Bedeutung von Empfindungslauten, ein anderer Theil die von Ahmlauten, ein Dritter entstand dadurch, daß man die Eindrücke der übrigen Sinne in Gehöreindrücke zu übersetzen suchte.

Speziell versucht er, selbst auf die Gefahr hin belächelt zu werden, zwei äußerst fruchtbare Sprachwurzeln auf Empfindungslaute zurückzuführen, indem er die Wurzel sta mit dem Ausruf st!, die Wurzel ak mit dem Behruf ach! in Verbindung bringt.

Sodann er hofft, daß diejenigen Wurzeln, die entweder Empfindungslaute oder Ahmlaute sind, jedenfalls können ermittelt werden, hegt er Besorgnisse in Betreff der dritten Wurzelkategorie, weil hier nach seiner Meinung kein Zusammenhang zwischen Laut und Gegenstand vorhanden war, ver spricht sich jedoch von der Gebärden Sprache einige Aufschlüsse. Endlich setzt er sogar eine Reihe von Wurzeln voraus, die wohl in gar keinem Nexus mit Sinneswahrnehmungen geschaffen worden sind.

Im Interesse eines gemeinschaftlichen Einverständnisses von Seite der Zoologie und der vergleichenden Sprachforschung ersucht er die Vertreter des letzteren Zweiges, sich ein bißchen zu naturalisiren und erinnert daran, daß der lautliche und stumme Inhalt der Ursprache, die Summe ihrer Worte und Gebärden auf ein Minimum zu beschränken sei, das als systematisches Ganze weit niederer stehe, als die Urform des Sanskrit. Damit endigt die Abhandlung.

Dieser Aufsatz, dessen Inhalt wir soeben skizzirt, muß jeden, der an der Frage über die Ursprünge der Menschensprache ein Interesse hat, mit nicht geringer Freude erfüllen. Er liefert uns in seiner Art und innerhalb der Grenzen, die er sich gesteckt hat, wieder einmal den Beweis, wie eine gesunde natürliche Anschauung echte Erlebkraft und wahres Leben in sich birgt, sehr im Gegensatz zu Vorstellungen, welche dem Menschen nur immer die Unerklärbarkeit und Unantastbarkeit des Mirakulösen vorspiegeln und so seine Lust zum Forschen nicht bloß hemmen und abstumpfen, sondern einer totalen Faulheit überantworten. Es zetzt uns dieser Aufsatz, wie Principien, die auf Naturwahrheit gegründet sind, sich nicht nur in einer liebevollen und verhältnißmäßig reichen, sondern auch consequenten, das Kleinste logisch verwerthenden Darstellung entwickeln und verkörpern. Und wenn wir auch, was einzelne Punkte und Annahmen betrifft, mit dem Verfasser rechten müssen, so bleibt doch ein Schatz vor trefflicher Gedanken übrig, und was alles Andere weit überbietet, die erfreuliche Wahrnehmung, wie hier ein neues besugtes Axiom nach Existenz ringt und selbe sich auch

verdient. Es ist aber dies das Axiom von den elementaren Anfängen, in deren unanscheinlichen Hüllen große Kräfte schlummern.

Wir erlauben uns jetzt noch einen Rückblick auf etliche Punkte dieses Aufsatzes.

Im zweiten Abschnitt des zweiten Artikels erörtert Dr. Säger wie schon gesagt die Gebärden Sprache auf höchst interessante und belehrende Weise. Einiges jedoch können wir nicht unbedingt hinnehmen. Wir geben gerne zu, daß das Auge resp. der Kopf das Deuten zuerst übernimmt, daß aber das Deuten mit der Hand gerade so schlechtstun ein Greifen in die Ferne sein muß, räumen wir nicht ein. Im Gegentheil ist das ächte und unverfälschte Deuten mit der Hand ein Phänomen, auf das der Terminus „greifen“ sich nicht anwenden läßt, ja selbst der Begriff „Ferne“ mehr zufällig als notwendig erscheint. Ohne Zweifel ließ sich Dr. Säger bei diesem Aussprüche von dem Letzten, was er gleich darauf über die Affen berichtet. Er sagt nämlich: „Streckt nicht der Affe seine Hand nach den Äpfeln und Nüssen der Zuschauer aus, und sollte man etwa glauben, er sei so dumm und unerfahren, wie ein Kind, das nach dem Monde greift, und wisse nicht ganz gut, daß er in dieser Entfernung die Sache nicht ergreifen kann? Also der Affe greift mit Bewußtsein in die Ferne und das ist gebedet.“ Dr. Säger fühlt indessen, daß an einem solchen Deuten nicht alles kaufher ist, er fährt fort: „Man könnte sagen, das in die Fernegreifen nach Futter, wobei der Affe sich aus Gitter drängt, könne man wohl nicht deuten heißen, denn nur das Gitter hindere ihn an dem wirklichen Zugreifen. Ist nun aber, wendet er ein, vielleicht das nicht gebedet, wenn der Affe mitten in seinem Circus sitzt und dem von weitem daherkommenden Wärter die Hände entgegenstreckt? Das ist doch wohl eine demonstrativ deutende Gebärde.“

Wir antworten: das zweite Exempel, das dem ersten Bundesgenossenschaft Letzten soll, ist noch unpassender gewählt. Wir leugnen an dem zweiten Exempel noch viel mehr als an dem ersten, daß ein eigentliches Deuten in ihm liegt. Wenn der Affe seine Hände nach dem ankommenden Wärter ausstreckt, wenn der Mensch seine Hände nach einem lieben Be-

kannten schon von weitem ausstreckt, so ist das einfach ein spontaner Akt der Koncupiszenz, indem die Arme in stracker Richtung vorwärts streben nach dem ersehnten Objekte, um desselben habhaft zu werden, um es zu umarmen. Es ist diese Handlung gerade nach dem vollen Bewußtsein und der vollen Intention des Subjektes ein natürlicher und unwillkürlicher Ausfluß eines selbstischen Affektes, der an sich zu raffen, in sich zu ziehen wünscht. Nur uneigentlich und mittelbar liegt in diesem spontanen egoistischen Mißus des Armes, der Hand nach dem Objekte hin auch die Form des Deutens. Aber letzteres ist und bleibt accidentell und latent, indirekt und passiv.

Wir haben hienit einen besondern Fall betrachtet, wo an dem gestreckten Mißus der Hand nach vorwärts das Eigentliche und Wesenhafte durchaus nur die trachtende Begier, das Uneigentliche und Zufällige aber die Form des Hinweises ist.

Nun gibt es freilich Fälle, wo Koncupiszenz und direkter Hinweis sich bereits das Gleichgewicht halten, ja wo sogar das zweite Moment schon über das erstere steigt. — Endlich gibt es Fälle, wo die Koncupiszenz völlig in den Hintergrund, dagegen das Deuten im reinsten und edelsten Sinne in den Vordergrund tritt. Das gemischte Deuten aber gegenüber dem puren und ächten entkapt sich erst vollends dann, wenn der Gegenstand aus der Ferne in die Nähe gerückt ist. In was sich darauf der Proteus, das gemischte Deuten, und in was sich das pure Deuten verwandelt, ist, wohl mächtiglich bekannt, wir werden jedoch dessen später gedenken.

Eine der wichtigsten und weittragendsten Bemerkungen, die Dr. Säger in demselben Abschnitte macht, ist die, daß Entstehung der Ursprache ohne Berücksichtigung der Gebärden Sprache ganz unverständlich bleiben würde, daß in jenen Urzetten die Lautsprache keineswegs so unabhängig da stand von der Gebärden Sprache, sondern beides, Wort und Gebärde integrierende Bestandtheile eines und desselben Verständigungsmittels bildeten.

Diese Wahrheit erstreckt sich theilweise selbst bis ins Reich der Sprachwurzeln, ja höchst vollendeter Individualformen herein. Ich sage theilweise. Denn der Umstand, daß

eine Menge von Lautsprachen endlich auch ohne alle Ergänzung durch Gebärden sich bis ins Feinste klar, bestimmt und faßlich gestalten konnten; beweist, daß wenigstens ursprünglich neben andern Bewegenden Kräften auch schon im Laut als solchem ein Stück Anschaulichkeit und ein gewisser plastischer Keim verborgen liegen muß. — Wenn die Juris gezwungen sind, den Begriff „Tag“ mit der entsprechenden bedeutenden Gebärde zu verbinden, um das Heute zu schaffen, so ist diese Erscheinung sehr lehrreich betreffs der Mangelhaftigkeit des lautlichen Theils, der noch einer Präcisierung durch die stumme Gebärde bedarf, und zeigt klar, wie ein Lautgebilde dessen begriffliches Wesen relativ genommen einmal zu generell ist sich aus sich selbst keineswegs mehr individualisieren kann. Es muß in diesem Allgemeinen eben von Haus aus schon eine gewisse Anlage zum Besondern schlummern, wenn sich die Entwicklung des ersteren zum letztern auch ohne Zuhilfenahme der Gebärde vollziehen soll.

Im dritten Abschnitt des zweiten Artikels behandelt Dr. Säger das Onomatopoeikon auf vortreffliche Weise. Er enthüllt die Mängel desselben und zeigt, daß sie aus verschiedenen Ursachen entspringen und zwar: 1. aus der Beschaffenheit des Nachahmungsmittels selbst. 2. aus der Richtung des praktischen Bedürfnisses in der Conversation. 3. aus der Natur des nachzunehmenden Lautobjectes.

Das Onomatopoeikon ist der Sache nicht konform und adäquat, weil ohne Beihülfe künstlicher Werkzeuge die betreffenden Lautindividualitäten, als Componenten, das nachzunehmende Fremde meist nie getreu wiederzugeben im Stande sind. Das Onomatopoeikon der Menschensprache deutet auf ein eigenes, theilweise heterogenes Medium, durch das es geschehen, zurück, was zur Folge hat, daß es mehr oder weniger mangelhaft. — Ferner ist das Bedürfnis vollständig genauer Nachahmung nur dann vorhanden, wenn es beispielsweise darauf ankommt, ein Thier mit seinem Ruf zu locken; für die Zwecke der Conversation hingegen genügt auch eine mittelmäßige oder ziemlich schlechte Nachahmung, indem man sich bei der Gestaltung des Lautbildes von dem Grundsatz der Bequemlichkeit und Handlichkeit leiten läßt. — Das Geschnatter einer Gans oder eines Frosches accurat nachahmen oder mit salinanter Kürze dieses Phänomen durch mensch-

liche Lautmittel befestigen — das sind, fügen wir unsererseits hinzu, zwei gar verschiedene Dinge. — Endlich haben die meisten Thiere oft mehrere ganz verschiedene Lautäußerungen, wobei Dr. Säger bemerkt, daß ihm der Verfasser der Aufsätze über die Thiernamen zu einem Beispiel verholten habe, indem der Pfau in zwei Lauten sich äußere, in einem tiefen nasalen pao und in einem hellen hohen tai. Die Indogermanen hätten nun den Pfau nach dem ersten Laut, die Chinesen nach dem zweiten benannt.

Wir verzeichnen mit aller Anerkennung, daß eine Masse von Thieren sich nicht einformig, sondern mehrfältig und complicität zu äußern pflegt. Ob jedoch das von Dr. Säger über die zweifache Stimme des Pfauens angeführte Beispiel seiner sprachlichen Verwendung nach gerade so sicher ist, möchten wir noch in der Schwebe lassen. Jedenfalls müssen wir, was substantivische Bezeichnung der Thiere nach ihren individuellen Lauten betrifft, mit ungeheurer Vorsicht zu Werke gehen und wofen nicht eine überwältigende Wahrscheinlichkeit oder gar ausgesprochene Wirklichkeit für die onomatopoeische Natur des Thiernamens Zeugniß ablegt, uns lieber ablehnend und negativ dagegen verhalten. Denn das steht einmal fest: die meisten Thiernamen der heutigen Menschensprache sind nicht onomatopoeisch, sondern künstlichere Produkte aus Wurzeln, denen eine bereits weniger sinnliche Beschaffenheit zukommt. Trotzdem dürfen wir zur rechten Zeit und am rechten Orte keine so unbedingten Fehde der Baumwautheorie sein, wie sie etwas spöttisch von einem gefeierten Sprachforscher benannt worden ist. Wir sagen es rund heraus: derjenige welcher nicht vorerst den Baumwau in der Sprachbildung gewürdigt und untersucht hat, durchblickt auch das Wesen der höhern Produkte so wenig, daß sie im Grund genommen ebenfalls nicht mehr als Baumwau für ihn sind, und obendrein für seinen Unternehmungsgeist in der Erforschung der Sprachwurzeln ein böser Baubau, der entweder nützlich ergriffen oder blind verehrt sein will. Wohlgemerkt: wer den ärmlichen Mittel des Sprachgeistes verachtet, der schaut auch seinen Deplos nicht!

Mögen die Widersacher der Baumwautheorie immerhin schreiben: seht der Laut des Kindes ähnet einem mau, sagt an,

Kommt eine Bezeichnung, die auf diesem Naturlaute basiert, für das Rind vor? Wir antworten so:

1. ist es noch gar nicht ausgemacht, ob wenigstens in der Ursprache dieser Laut nicht verwendet wurde zur substantivischen Bezeichnung des Rindes.

2. kann recht gut das griech. bu-s und das lat. bo-s mit diesem Naturlaute zusammenhängen.

Doch es sei, die griechische und lateinische Bezeichnung möge zum Troste jener Widersacher von einer Wzl. bu, bo abstammen, die schon höherer Gattung ist, und nähren oder weiden bedeutet. Ja selbst das griech. bo-aō möge eine direkte Ableitung von bu-s sein, und eigentlich besagen: brüllen wie ein Rind. — Wir nergeln nicht. Aber das ist einmal gewiß: jener Naturlaut hat sich wo nicht substantivisch, so doch verbal verkörpert im lateinischen mugio, im griechischen mūk-aomai.

Mögen die Feinde der Bauwautheorie immerhin schreien: sagt an, wo kommt der Naturlaut der Ziege, als substantivische Bezeichnung dieses Thieres vor? Wir antworten dasselbe: wenn auch dieser Naturlaut nicht mehr substantivisch erscheint, so tritt er wenigstens substantivisch auf im gr. Wj. mek-as (Verb. mek-aomai) und im deutschen Onomatopoeikon meck-ern.

Ich komme jetzt wieder auf den Umstand zurück, daß viele Thiere sich mehrfach zu äußern pflegen, und daß daher die onomatopoeitische Bildung einen ziemlich großen Spielraum hatte. Wir sind geneigt, zum Beweise dessen einige verbale Onomatopoeitika anzuführen.

Dasjenige Hausthier, auf welches der Lateiner grunire, der Deutsche grunzen anwendet, gibt den Laut, welcher ziemlich befriedigend durch die genannten beiden Formen gemalt wird, nicht in allen Zuständen von sich, sondern in ruhigen und besaglichen, oder bei nur läßlicher Störung. Wird es stark mißhandelt, so lößt es einen hellen, schneidenden Schrei aus, den obige Vokabeln schwerlich versinnbildlen.

Die Frösche, denen der Lateiner das quaxare, der Deutsche das quacken zuschreibt, geben zwar den in dieser Onomatopoeitika liegenden Naturlaut oftmals von sich, aber die Sache verhält sich so. Das Continuirliche am Gesang der Frösche ist ziemlich complicirt, ein wteres und buntes

Geschnatter, das sprachlich ganz anders gegeben werden müßte. Aber in dieses Geklapper fällt von Zeit zu Zeit ein ernster monotoner Ruf, der ziemlich treffend durch quak gegeben wird. Es ist also mit diesem Onomatopoeitikon die Sprache des Frosches nur einseitig, wenigstens ziemlich wirksam bezeichnet.

Das Wiehern des Rosses ist ein lautlicher Akt von ziemlicher Dauer und auch gar nicht so einfach. Es läßt sich namentlich in der Nähe recht gut ein dumpfer Drustton unterscheiden, der das eigentliche helle Aufschreien vorbereitet und ankündigt. Das helle und frische Gejauz aber des Rosses aus emporgerecktem Halse wird durch das lateinische hinn-ire leidlich gemalt.

Der Donner äußert sich in vielen Formen. Wenn das lat. ton-are, das deutsche donn-ern Onomatopoeitika sind, wie es höchst wahrscheinlich der Fall ist, so versinnbildlen sie uns zunächst nur den momentanen Donnerschlag, der voll, heftig, dumpf. Eine Bildung wie tinn wäre zur Bezeichnung dessen ganz verfehlt. tinn paßt weit eher auf das helle Geklingel eines Glöckchens, einer Schelle. Vgl. das lat. tin-n-iro und tin-tin-abulum, ferner das indianische Wort ting-ting (Schelle).

Es mag manche Onomatopoeitika d. h. lautliche Nachahmungen lautlicher Phänomene mit der Tendenz, sie einigermaßen zu portraikiren, in der menschlichen Sprache geben, aber ihre vielfachen natürlichen Mängel, deren wir oben Erwähnung gethan, verbieten uns, an ihnen dieses vorauszusetzen.

Ferner gibt es eine Masse von Bildungen, die den Stempel der Onomatopoeie deutlich an sich tragen, aber doch noch zu allgemein und mangelhaft sind, als daß wir wagen dürften, sie gerade von der und der Lauterscheinung abzuleiten, indem sie eben auf eine ganze Reihe mehr oder weniger verwandter passen.

Sehr wenige Onomatopoeitika gibt es endlich, von denen wir mit Sicherheit sagen können, daß sie sich auf das und das bestimmte Vorkommniß beziehen. Ich erwähne das deutsche Wort Kuckak, das lateinische oculus, welche beide von dem Naturlaute ku-ku stammen. Wenn man den Vogel aus der Ferne rufen hört, so kann dieses Onomatopoe-

tion als ziemlich treffend gelten. Erstlich ist der Ruf dieses Vogels kohlkönig und zwar durchaus dumpf und hohl, zweitens besteht er von Pause zu Pause wesentlich in einer zweimaligen Setzung. Demnach was die Wahl des freilich etwas gesteigerten Gutturals, des dumpfen Vokals, der Zweifelhigkeit angeht, erreicht dieses Onomatopoetikon seinen Zweck, und ist insoweit tabellos.

Hier bietet sich mir eine Gelegenheit, über die Verwerthung der Vokale einiges beizubringen. Charakteristisch kann der Vokal verwerthet werden im akustischen Sinne (übertragen auch im optischen Sinne), um einen Ton, der mehr ins Helle oder ins Finstere fällt, zu malen. In manchen Onomatopoetika bildet die Vokalfärbung bis zu einem gewissen Grad ein entscheidendes Moment. So ist wohl ton, tan und allenfalls noch tan fähig, einen starken dumpfigen Donnerschlag zu bezeichnen, total mißlungen aber wäre ein allzuniedliches tin. Ferner ist die Art der Vokalfirung nicht gleichgültig in einer Reihe von Empfindungslauten, wenn der Empfindungslaut entweder pur vokalisches oder so beschaffen ist, daß auch auf das vokalische Element ein bedeutendes Gewicht fällt. Ich erwähne in dieser Beziehung die Interjektion des gewaltigen Stommens a! ferner den Empfindungslaut hu! (hu-hu), der unheimliche Stimmungen und Situationen malt.

Es fragt sich, in welchen Fällen der Vokal ziemlich bedeutungslos oder höchst untergeordneter Natur ist. Antwort: in solchen Bildungen, wo der mimische Zweck durchaus auf der Schärfe und Bediegenheit der Consonanz beruht. In diesen Fällen zeigt sich auch das Beiläufige des vokalischen Elementes, indem die Wurzel ihrer, möcht' ich sagen, knochenartigen d. h. consonantischen Struktur nach fest und stetig beharrt, während sie vokalisch alle möglichen Farben wechselt. Dasselbe gilt auch von Empfindungslauten, die ihre Hauptkraft in der consonantischen Artikulation besitzen, vokalisch genommen aber sehr unbestimmt explodiren.

Im gleichen Abschnitt des zweiten Artikels spricht Dr. Säger die Besorgniß aus, daß sich das Wörterbuch der Sprache, was den lautlichen Theil angeht, nicht wohl in concreto wiederherstellen lasse, indem er auf die unendliche Zersplitterungsfähigkeit der Empfindungs- und Ahmlaute hinweist.

Ich glaube diese Besorgniß wenigstens theilweise zerstreuen zu müssen, nämlich in puncto der Empfindungslaute. Wie es gewisse Gebärden gibt, die so tief der Menschennatur inhärent, daß sie stetig erscheinen, so gibt es und gab es wohl spontane Empfindungslaute, die sich aus tiefem physischen und psychischen Bedürfniß immer gleich gestalteten. Wenn wir nun ein gegründetes Recht haben, das Verikon der urzeitlichen Gebärdenprache in einer Menge immer gültiger Gebärden aufzustellen, so ist es uns wohl auch gestattet, eine Reihe von Empfindungslauten als ursprüngliche Existenzen anzuführen, weil ihre Wiederkehr eine stetige. Unter diesen Empfindungslauten brauchen wir aber nichts weniger als ausbrüchliche Interjektionen mit fixer Vokalfirung, wie die heutigen, zu verstehen. Ich meine in Sonderheit jene vokalisch unklaren Geräusche mit gutturalem, nasalem, labialem Charakter, die urtheilend, zweifelnd, forschend, befehlend, endlich auch abweisend sein konnten.

Wir kommen jetzt auf den letzten Abschnitt des dritten Artikels zu sprechen. Erstlich ist es sehr anerkanntwerth, daß Dr. Säger scharf sondernd zu Werke geht, indem er die Lautgebilde bereits in mehrere große genera einteilt. Ferner ist sein Versuch, gewisse Wurzeln vor Empfindungslauten abzuleiten keineswegs ein verunglückter zu nennen. Es ist weder kühn, noch lächerlich die Wurzel sta von Anruf und die Wurzel ak vom Weheruf ach! abzuleiten! Diese zwei Empfindungslaute sind mit großem Glück und Geschick von Dr. Säger geltend gemacht worden, insofern sie sich durch consonantische Schärfe und Klarheit vorthellhaft auszeichnen. Freilich wenn wir den Empfindungslaut st! und die Wurzel sta mit einander vergleichen, nehmen wir wahr, daß sie gerade ihrem consonantischen also primären Bestandtheil nach identisch sind und es bedarf im Grund genommen st als Anruf und st als Sprachwurzel gleich nothwendig noch einer tiefergehenden Erklärung.

Ich bin daher der Ueberzeugung, daß überhaupt, um nicht an die Einzelerklärung allzu sehr gefesselt zu sein, wo möglich eine breitere wissenschaftliche Basis der Erforschung der Wurzeln, mögen sie nun in diese oder jene Kategorie gehören, zur Stütze dienen muß. Es ist aber diese

Diese Ansicht mag nun freilich für alle jene, welche ein ernsthaftes Streben in der Ergründung der menschlichen Sprache von sich ablehnen, sehr bequem sein. Aber bei ihrer ungeheuren Bequemlichkeit ist sie auch ungeheuer absurd. — Wir wollen nicht auf den unigen Zusammenhang zwischen Geist und Leib und ihre stetige Wechselwirkung hinweisen. Wir wollen nicht darauf aufmerksam machen, wie der Mensch bei jeder Verkörperung unwillkürlich den Drang fühlt, das vor sichwebende innere Concretum durch ein äußeres materielles, das dem ersten wo nicht conform so doch ähnlich ist, zu verfinlichen und zu veranschaulichen, in der Uebergengung, daß seine Intention nur dann von einem Zweiten gefaßt wird, wenn sie in einer Gestalt erscheint, die das Gesicht dieser Intention trägt. Es gilt dies von jeder Kunst, von jeder Sprache, auch der stummen. Will ich in der Gebärdensprache eine Empfindung, einen Wunsch, einen Befehl, ein Urtheil verfinlichen, so muß ich je nach Beschaffenheit der Empfindung, des Wunsches, des Befehles, des Urtheils die Verkörperung einrichten, wofür ich einem Andern verständlich werden soll. — Es ist hierüber jedoch schon so viel des Schönen und Wahren gesprochen worden, daß wir es füglich voraussetzen dürfen.

Wir betonen bloß folgende Thatsachen: 1. gibt es eine Menge von Empfindungslauten, 2. eine Menge von onomatopoeischen Lauten, 3. eine hübsche Anzahl von scheinbar schwierigern Wurzellauten, in denen mit dem lautlichen Elemente auch zugleich der eigenartige Sinn gegeben ist, und zwar bei gewissen Empfindungslauten bis zur Congruenz, sonst aber wenigstens bis zu einer Ähnlichkeit, die bald stärker bald schwächer in die Augen fällt.

Eine Theorie demnach von der totalen Zufälligkeit in der Wahl und Gestaltung des phonetischen Theils der Sprache muß als abgeschmackt und ungerathet betrachtet werden. Principiell dürfen wir mit Fug und Recht die Uebergengung hegen, daß zwischen dem physiologischen und ideellen Factor in der menschlichen Sprache ein tieferer Nexus herrscht, daß beide sich gegenseitig bedingen irgendwie, ja durchdringen, und so eine organische, lebendige Einheit bilden; daß im Sprachlaute der Sprachstimm tönt, und daß das Ponderöse und Stoffliche am Laute zugleich ein Imponderables, Imaginäres, Geistiges ist.

Nachdem wir uns jetzt im Principe erklärt haben, tritt das Bedürfnis der Beschränkung und Umpfählung dieses Principes ein. Ist es einerseits eine Albernheit den Sprachlaut und den Sprachstimm nur durch die Bande blinder Zufälligkeit und eines launigen Willens aneinandergeschraubt zu denken, so kann hinwiederum auch die Thatsache nicht geleugnet werden, daß in einer Unmasse von Worten der physiologische Bestandtheil den ideellen nicht nur nicht klar veranschaulicht, sondern kann mehr kümmerlich andeuten. — Es wäre ebenso abgeschmackt und extrem, an der fixen Idee hängen zu wollen, daß der Sprachstimm unter allen Umständen, unter jeder Bedingung, in jedweder Phase an dem Sprachlaute einen Repräsentanten besitzt, der sein adäquates und congruentes Ebenbild ist.

Zwei gefährliche Extreme also hätten wir vorsichtig zu vermeiden, wenn wir das Wesen der menschlichen Sprache erörtern wollen. Beide Ansichten leben am innerlich Unabglichen, und zwar huldigt die erste gegenüber dem Principe von der Harmonie des Lautes und des Gedankens dem schaltesten Nihilismus, während die zweite schier ein Totum Positives hineinträgt. Die eine überliefert uns der Apathie und kältesten Gleichgültigkeit, die andere möchte uns zu einem Eifer in der Reproduktion verführen, der auch dort das starre Nichts der Nothwendigkeit erblickt, wo schon die bewegteste und amnthigste Freiheit waltet.

Wir haben daher in der Sprache das Moment der Nothwendigkeit sehr zu beachten, dürfen aber auch das der Zufälligkeit nicht ignoriren. — Für den Umstand nun, daß in Folge eben dieses Conflicttes von Freiheit und Nothwendigkeit in vielen Fällen die Homogenität zwischen Laut und Bedeutung verschwindend klein und kümmerlich wird, führen wir zwei Hauptursachen an. Die eine liegt in der Nature des Mittels überhaupt, dessen sich der sprachschöpferische Geist bedient, die andere in dem gewaltigen Unterschied zwischen dem, was ursprünglich und urwüchsig, und dem, was abgeleitet und fortgebildet ist.

Das Mittel, dessen sich der Sprachgenius des Menschen zur Verständigung bedient, ist der Laut. Nun aber müssen wir uns den immensen Abstand und Unterschied vergegenwärtigen zwischen den zwei höchsten und edelsten Organen

der Wahrnehmung, dem Gesicht und dem Gehör in Anbetracht der Objekte, die diesen beiden Sinnen unterstehen. Dort Formen von unendlicher Präcision, unergründlicher Bestimmtheit, hier Lautgestalten, die trotz ihrer Schärfe relativ genommen einmal doch den Charakter der Allgemeinheit und Zerfloßtheit an sich tragen. — Betrachten wir ferner die beiden Organisatoren, welche die Zwecke und Absichten der menschlichen Phantasie in künstlerischer Hinsicht durchsetzen, und zwar fürs Auge in der bildenden Kunst die Hand, fürs Ohr in der redenden Kunst die Zunge, jener wunderbar biegsame, rüstige Muskel. Die ungleich größere Gebundenheit der Zunge an eine bestimmte Derlichkeit und gleichsam ihre Gefangenschaft; die viel geringere Exkursionsweite und viel knappere Basis ihrer Thätigkeit; das bereits aus Geistige und Unfaßliche gränzende Medium, indem sie wirkt, die Luft; die ziemliche Allgemeinheit des innern Concretums, das durch die Artikulation entsteht, ich meine des Artikulationsbildes; endlich die kümmerliche Sliederung des Muskels selbst im Vergleich zur Hand — alles das zeigt deutlich, wie ein künstlerisches Produkt des sprachlichen Demiurgen gegenüber dem des eigentlich plastischen bei weitem den Kürzern ziehen muß, und dem Phänomen, insofern es optisch erscheint, meist gar nicht, in wenigen Fällen gut oder läßlich gewachsen ist.

Freilich liegt etwas Plastisches in der Artikulation. In sie ist es einzig, wodurch der Laut auch ins Bildliche und Anschauliche überzuschweifen fähig wird. Aber diese physiologische Bildlichkeit ist dem optischen Phänomen eben nur dann direkt und unmittelbar gewachsen, wenn schon eine innere Verwandtschaft zwischen beiden Bildlichkeiten, gleichsam eine plastische Affinität vorliegt. In allen übrigen, mithin wohl in den meisten Fällen ist der Laut nicht im Stande, das Optische als solches nachahmend zu bewältigen, so daß die Nothwendigkeit eintritt, der Sache eine wirkliche akustische Seite abzugewinnen, oder sie aus dem bereits zu Gebote stehenden Materiale zu fixiren.

Die zweite Hauptursache des oben angedeuteten Mangels beruht auf dem Umstande, daß weit mehr Bildungen in der Menschensprache abgeleitet, und aus dem Gegebenen fortgesponnen, als urwüchsig und ursprünglich sind. Und zwar fand eine Fortbildung in doppeltem Sinne statt, 1. auf for-

malen Wege, 2. auf ideellem. Die nothwendige Folge davon war, daß sich derartige Bildungen meist sehr stark von der eigentlichen Virtus des lautlichen Grundbestandtheils und vom Prototypen entfernten, und so jenen engeren, offenkundigen Zusammenhang, gleichsam die Fesseln der Pietät mit dem mütterlichen Boden, aus dem sie entsprossen, zerrissen und in die lockende Fremde hinauswanderten.

So bleibt denn ein Minimum von sprachlichen Erzeugnissen übrig, wo Sinn und Laut einander conform oder doch sehr anverwandt und ähnlich sind. So die Empfindungs-laute, die primitiven Wurzeln, die Duomatopoetika. Aber selbst bei dieser sprachlichen Armatur, aus welcher der Sprachgeist formmodellirte, selbst bei diesen Urtypen muß die merkwürdige Thatsache verzeichnet werden, daß sie sich schon oftmals auf die seltsamste Weise spezialisiren und individualisiren, wovon die Folge, daß sogar bei ihnen nicht selten jene Harmonie zwischen dem physiologischen und ideellen Faktor an Klarheit und Durchsichtigkeit verliert.

Wir haben so eben die Bemerkung gemacht, daß sehr schnell und in sehr ausgebehuter Weise eine künstliche Evolution des sprachlichen Armaturmaterials nicht bloß auf formalen, sondern auch auf ideellem Wege erfolgte. Was die formale Weiterbildung betrifft, so verweisen wir auf jenen Abschnitt der grammatischen Wissenschaft, der sich damit beschäftigt, hingegen wollen wir dem zweiten Punkte eine eingehendere Erörterung widmen, zumal da er auch für die richtige Beurtheilung des Wesens der Sprachwurzeln von größerem Belange ist, als da der Eine und der Andere vielleicht wähen mag.

Um zunächst das Entwickeltere und Vollkommere ins Auge zu fassen, so geben wir zu bedenken, wie in einer Menge von Bildungen, die in ihrer Art fertig und abgeschlossen sind, eine gar merkwürdige, ja nicht zu verachtende Erscheinung zu Tage tritt.

Mit einer Menge von Wörtern pflegen wir nämlich Kraft des herrschenden usus Vorstellungen zu verknüpfen, die eine außerordentliche Bestimmtheit, eine staunenswerthe Prägnanz besitzen, ohne daß dieses im Worte als solchem, in seinem Wesen, in seinem fundamentalen Sinne bringend und zwingend läge, vielmehr

wenn Jemand sagen würde: ich verstehe die Last, ich verstehe die Noth (= ich halte sie aus). Ist es nicht eine That der Freiheit, wenn wir „verstehn“ nur auf die Bewältigung von Objekten, die geistig uns bebürden, zu beziehen pflegen?

Das eben Gesagte veranlaßt uns zu folgenden Reflexionen.

1. Es herrscht in Ansehung der verschiedenen Bedeutungen, deren ein Wort fähig ist, ein eigenthümliches Streben des Sprachgeistes, welche Erscheinung wir durch eine Reihe von Termini befestigen können; wobei wir jedoch nachdrücklich hinzufügen, daß die jedesmaligen Gegensätze nur **relativ** zu nehmen sind. Wir stellen in schematischer Form folgende terminologische Paare auf:

quantitativ.

generell, universell.

elementar.

stofflich.

reell, nothwendig.

indifferent (neutral).

unendlich, unbedingt.

ewig, wandellos.

eigentlich.

qualitativ.

individuell, spezifisch.

ethisch.

geistig.

potenziell, frei.

determinirt.

endlich, bedingt.

zeitlich, wandelbar.

figürlich.

So ist im Worte *consilium* das verhältnismäßig Nothwendige, Unbedingte, Reelle der Begriff „Zusammensprung.“ Denn einerseits ist das präpositionelle *con* (*cum*) bei den Römern in der Bedeutung „zusammen, mit-sammen“, anderseits das Verbum *salire* in der Bedeutung: „springen“ durchaus fix geworden und stereotyp. Das relativ Zufällige, Zeitliche, Bedingte und Potenzielle bilden jene geistigeren Bedeutungen, welche aus der stofflichen Urform der *Wokabel* nach und nach entfloßen.

So bei *insultare*, das zunächst quantitativ und elementar. Aber durch die Kraft der Situation und des Nothwendigen kann das Wort aus seiner quantitativen Sphäre herantreten und sich qualifiziren, es kann sein elementares Wesen abschütteln und sich ethisch färben. Das harmlose *insultare* wird zu einem heftigeren *mutwilligen*, endlich zu einem unethischen, zum Mißhandeln und Entehren eines empfindenden Wesens, so zwar, daß zunächst immer das Bild vorschwebt

von einem Menschen, der in böswilliger Absicht schonungs- und rücksichtslos umherspringt auf den Nebenmenschen.

In „*Stunde*“ hat sich das relativ Generelle und Universalis verengt und individualisirt zu dem, was wir nach dem jetzigen *Uusus* darunter verstehen.

Und so in tausend anderen Bildungen.

2. Der Sprachgeist, insofern er national bei verschiedenen Völkern und als zeitweiliger *Uusus* bei dem gleichen Volke auftritt, läßt sich, was den Uebergang anbetrifft, nichts Bestimmtes dikiren. Er benimmt sich dabei verständlich, aber auch frei und erhaben über alles Kategorische.

a) Er verbindet mit einem Worte eine Bedeutung, die verhältnismäßig sehr quantitativ und materiell ist, und beharrt dabei ohne weiteres.

b) Er verbindet mit einem Worte eine quantitative Bedeutung und schweift zugleich ins Qualitative über, und zwar entweder in Einer Spezialform oder in mehreren.

c) Er opfert die ursprüngliche quantitative Bedeutung und behält nur die qualitative, und zwar wiederum entweder in Einer Spezialform (vgl. *Wokabeln* wie: *Stirrichtung*, *Begriff*, *Aufstand*, *Vorsehung*, *Stunde*, *beimänteln*, *verstehen*); oder in mehreren Spezialformen (vgl. *Ausdruck*, *consilium*).

3. Wir sahen, wie Worte aus der quantitativen Sphäre in die qualitative, aus dem Generischen ins Spezifische und Individuelle hinüberstreifen. Nur dürfen wir freilich ja nicht vergessen, daß strenggenommen allsdann immer die besondere Situation vorhanden sein muß, sei es für das Äußere, sei es für das Innere Auge. Für das innere Auge aber ist es der Zusammenhang dessen, was da gesprochen oder geschrieben wird, wodurch der Hörende oder Lesende eine stetige Reihe von Umständen, Scenen, Intentionen, Stimmungen, Gebärden, Haltungen empfängt, denen sich das Quantitative und Elementare dieses oder jenes Wortes anschmiegt und sich darnach eigenthümlich modelt. Der Zusammenhang, ich wiederhole es, thut unendlich viel. Er ist die sprachliche Nothwendigkeit, gebildet aus einem Continuum von Faktoren, die gegenseitig in einander übergreifen, gegenseitig sich limitiren. Wenn Einer sagt: *hujus hominis gravitas ingens fuit*, so wissen wir noch nicht, ob unter *gravitas* das Körperliche oder geistige Gewicht zu verstehen ist. Wir müssen daher an die

Situation, um den Zusammenhang erfuchen, dann werden wir uns leicht orientiren und entscheiden können. Wenn ich sage: *exploratores e clivis vias despiciunt*, so ist dieses Herabblücken ziemlich materieller Natur. Sage ich aber: *Cajus, homo superbissimus, nos omnes mirum quantum despicit*, so liegt in diesem *despicere* etwas Ethisches, das ausdrückliche Verachten.

Andererseits jedoch müssen wir immer und immer bedenken, wie solche Worte virtuell das Spezifische in dem Allgemeinen schon enthalten und nur auf den Sonderzweck und Sonderbezug warten; wie in ihrem ursprünglichen und elementaren Wesen ein tieferer Beweggrund, eine zeugende Kraft schlummert, wodurch sie, einmal individuell geworden, fähig sind, auch ohne weiteres sich allmählig in dem Geiste und der Einbildungskraft zu erhärten und dauerhafte Wurzeln zu schlagen.

So gewiß es ist, daß das Wort die Sache, welche im Worte zur Vorstellung gelangt, auch nicht von ferne erschöpft, so unumstößlich wahr ist es auch, daß das Wort wenigstens anregend und erinnernd auch unsere Phantasie und unser Gedächtniß einwirkt, indem es an der Sache, deren genaue Kenntniß vorausgesetzt wird, dieses oder jenes Hauptmoment mit fulminanter Charakteristik hervorhebt. Es gilt dies auch von den Termini in jeder Fachwissenschaft. Der Terminus klärt uns nicht über die sachliche Totalität im Detail auf, das muß die Anschauung, die Erfahrung, die Einsicht thun. Der Terminus will bloß zum Zwecke der Verständigung mittelst bildiger, wenngleich mangelhafter Bezeichnung anregen.

Wenn endlich eine Reihe von Worten wie z. B. das lateinische *invidia*, das deutsche *Aufstand* sich in einer einzigen qualitativen Form erhärtet haben und darin sich ohne allen weiteren Zusammenhang starr behaupten, so betrachten wir solche Erscheinungen als Culminationspunkte einer gewaltigen, nach steter Consistenz ringenden Sitte, ohne die es weder in der Natur noch im Leben der Sprache eine wahre Originalität geben kann.

Was wir von entwickelteren Sprachgebilden bisher gesagt haben, gilt auch von den Sprachwurzeln und zwar je primitiver sie auftreten, natürlich um so mehr. Wenn Lautgebilde der höhern Art nur durch den Bezug jene bewun-

dungswürdige Prägnanz und Individualität erlangen können, wie sollten denn ungleich tiefer stehende Elementarformen so mir nichts dir nichts rein aus sich selbst jenen spezifischen Sinn, der auch ihnen oft schon anhaftet, gewonnen haben?

Es gibt eine Wurzel *tu*, sie erscheint im Lateinischen verbal als *tu-eo*, *tu-eor* und heißt schauen. Es gibt eine Wurzel *em*, sie erscheint im Lateinischen verbal als *em-o* und heißt kaufen.

So gewiß es ist, daß in diesen beiden Primitivformen etwas verborgen liegt, wodurch sie sich zu diesen bestimmten Bedeutungen emporzuschwingen konnten, so sicher ist es auch, daß wir uns alsdann bereits in der Sphäre des Qualitativen und Potenziellen befinden, keineswegs aber in der des Quantitativen und Nothwendigen.

Was ist nun aber das Quantitative und Elementare in diesen beiden Sprachwurzeln, das sich durch den eigenthümlichen Bezug so gesteigert und erhöht hat? Antwort: der physiologische Faktor im consonantischen Sinne, das Artikulationsbild.

4. Der epochale Usus ist für den Redekünstler, Prosatiker sowohl als Dichter eine ernste, ehrwürdige Macht, die sich nicht so mir nichts dir nichts hinwegenern und über den Haufen stoßen läßt. Sonst rächt sich der Usus, denn er hegt den Individualisim, der einmal eine gewisse Consistenz und ein gewisses Dominium erreicht hat, weil er die Blüthe seines Strebens ist und das Höchste, wozu sich der Sprachgeist erschwingt. Er bildet das Wesen des Geschmacks und der Kunst in der Sprache. Kecke Neuerungen gegen den Gebrauch schließen gleichsam den Drang in sich, aus der schönen und milden Sitte wiederum rauhe Natur zu machen, und aus den Bezirken eines regen, gestaltenvollen Bewußtseins hinabzusetzen zur verben Stofflichkeit und zum Elementaren. Daher wir denn in diesen Fällen immer mahnend erfasst, selten betroffen werden. Diese Betroffenheit äußert sich je nach Umständen entweder unangenehm, als Mißbehagen, Widerwille, Tadel, oder angenehm mit comischer Wirkung, als Lachen. Selten ist die Betroffenheit von der Art, daß sie sich, ohne ihr ernstes Wesen aufzugeben, rasch in Wohlgefühl verwandelt, indem uns aus dem generierten Sinne des Wortes gleichsam ein fremdes Antlig traut entgegenblickt,

und wir gerne das Wort in der Welle seines Ursprungs rauschen hören mögen.

Dritter Theil.

Wir fahren dort fort, wo Dr. Bäger glaubte stille stehen zu müssen, und setzen somit unsern Fuß in ein bisher unbetretenes Gebiet.

I. Elementartypen mit gutturalem Charakter.

Die Luft, insofern sie durch die athmende Thätigkeit aus den Lungen strebt, verursacht durch den Anprall in der Mundhöhle ein Reibungsgeräusch, das durchaus im lautlichen Signum H steht. Hätten wir dieses Reibungsgeräusch vokalisiert zu fixiren, so wäre zunächst die Wahl des a am natürlichsten. Denn unter allen drei Grundvokalen a, i, u hat das a am meisten gutturales, das i am meisten dentales, das u am meisten labiales Wesen. Wollten wir also den Athem, insofern er guttural ausstrebt, mittelst eines ziemlich getreuen, obwohl höchst einfachen onomatopoetischen Typus direkt bezeichnen, so müßten wir uns zuvörderst für die Lautform ha entscheiden.

Freilich ist der Athem noch weiterer Modifikationen fähig, je nach dem neuen Medium, in das er aus dem gutturalen übertritt. Es wird zum nasalen Athem, wenn ich die Lippen verschließe, so daß er gezwungen ist durch die Nase zu streichen. Zur lautlichen Bezeichnung dieses nasalen Athmungsgeräusches würde ein einfaches ha offenbar nicht mehr genügen, vielmehr eine complicirtere Form geboten sein. Es wäre dies der Typus h-n-, vokalisiert hna, hnu. Ich erinnere hier an effliche allerdings schon reicher entwickelte Athmlaute der deutschen Sprache, wie: schnaufen, schnauben, schnuffeln, schnopern, in welchen obige Grundform wenigstens einen charakteristischen Bestandtheil bildet.

Der Athem wird labial, wenn ich bei gewölbtem Mundkanal die Lippen etwas verenge und zuspreize. Auch hier wäre ein nacktes ha unzulänglich und ein complicirterer Typus erforderlich, nämlich h-w, vokalisiert hwa.

Der Typus ha erscheint keimartig in Wörtern, die schon ausgebildeter und vollkommener sind, wie im deutschen hauchen, im lateinischen halare. Dagegen liefert uns das Sanskrit eine Vokabel, welche noch in nächster Affinität mit dem elementaren ha steht, nämlich das Substantiv Kha, (die Luft). — Kha bezeichnet ursprünglich die Expiration als animalische Thätigkeit und Anstrengung, an zweiter Stelle erst das bewegte äußere Pneuma, den Lufthauch.

In duk-kha (Schmerz) sehen wir ein kühnes tropisches Verfahren des indischen Sprachgeistes, indem er die äußere atmosphärische Stimmung, das Wetter, übertragen hat auf einen inneren Zustand, den des Gemüthes. Daher ist die Bedeutung „Schmerz“ in duk-kha weit mehr zufällig als nothwendig. duk-kha konnte gerade so gut zur Bedeutung „stürmisches Geschick, Unglück“ gelangen. In beiden Fällen der leitende Gedanke: schlecht Wetter.

Haben wir bis jetzt den Kehllaut im expiratorischen, also akustischen Sinne betrachtet, nämlich als eigenartiges Reibungsgeräusch, das sich sprachlich durch h (ch) fixiren läßt, so werfen wir nunmehr die Frage auf, wie der Kehllaut im optischen Sinne als treffendes Symbol verwendet werden kann.

Wir sagen: Der Kehllaut hat am meisten Veranlassung, jenes optische Phänomen zu veranschaulichen, das wir mit „Klaffen“ bezeichnen.

Wir suchen dies auf folgende Art begreiflich zu machen:

1. Seine Expiration, in die sich das nasale oder labiale möglichst wenig einmischt, so daß sie vorzüglich guttural erscheint als ein Hauchen oder in angestrebterer Form als ein Keuchen, wird natürlich und nothwendig stets vom Ausströmen des Mundes und des Mundkanals begleitet.

2. Die optische Erscheinung, welche als paralleler Zustand des expiratorischen Aktes auftritt, gewinnt an Schärfe der Zeichnung und Intensität, je mehr sich der Guttural verdichtet d. h. nach totaler Schließung strebt. So im g, im k. Artikuliren wir mit gehöriger Präcision und Energie das k, so empfinden wir als Folge dieser Artikulation sehr stark und sehr bestimmt den Drang nach steifer Auseinandersperrung und Auseinanderreckung. In sie vollzieht sich auch wirklich, indem durch den Druck der Hinterzunge nach oben hin die Vorderzunge krampfhaft herabgepreßt wird, und so nach vorn

hin ein scharfes physiologisches Bild der Klaffung und Spaltung unwillkürlich entsteht.

Und zwar ist wohl zu merken: Nur der Rehlaut wird während seiner Genesis von diesem physiologischen Bilde, nämlich der weiten Divergenz nach vorhin, unzertrennlich begleitet, nicht der Zahnlaut, nicht der Lippenlaut. Der dentale und der labiale Verschlusslaut erzeugen im Artikulationsmomente nimmermehr diese Erscheinung, können es einmal nicht.

3. Stellen wir uns endlich einen Mund, einen Rachen vor, der sich aufsperrt, so sieht jeder ein, daß die Gelegenheit zur Bildung des Lippenlautes und des Zahnlautes total vermißt ist. Denn die Lippen sind auseinandergerissen, die Zunge aber stark herabgeenkt, so daß ebensosehr der dentale Anschlag, wie die labiale Compression ausgeschlossen wird. Sinegen entsteht unwillkürlich der Rifus zum Gutturale.

Wir glauben jetzt von verschiedenen Seiten klar gemacht zu haben, wie der Rehlaut relativ am meisten innere Befähigung besitzt, das optische Phänomen des Klaffens direkt nachzumalen. Zugleich ist damit gezeigt, wie im artikulierten Laute denn doch etwas Anschauliches liegt, eine rohe Urform, die sich sodann auf die verwandte optische Erscheinung der Außenwelt anwenden läßt.

So können wir das gutturale Artikulationsbild höchst ungezwungen übertragen:

1. auf die Hand, wenn sie nach einem Gegenstande haschend sich aufthut, so daß der Daumen mit den übrigen Fingern ein klaffendes Maul bildet.

2. auf das Auge, insofern es sich weit auseinander spreizt, so daß jenes Phänomen entsteht, das wir bezeichnen mit: große Augen machen.

3. auf das gespreizte Auseinander der dahin schreitenden Füße.

Der Gutturale im optischen Sinne erscheint als monosyllabischer Lauttypus im Griechischen und Lateinischen. Im Griechischen als cha, vgl. das Substantiv cha-os (die Kluff), das Verbum cha-sco (ins Klaffen gerathen). Im Lateinischen als hi in hi-are, hi-atus, hi-scere.

Beim latein. hi-are zeigt sich das Streben des Sprachgeistes, aus dem Quantitativen ins Qualitative, aus dem

Stofflichen ins Geistige, aus dem Nothwendigen ins Potenzielle überzugehen.

So hat die Wzl. hi im Verbum hi-are drei verschiedene Bedeutungen.

1. Bezeichnet hi-are das Klaffen des Mundes, sodann das Klaffen überhaupt. 2. bezeichnet hi-are die Begierde, die verschlingen will, weil eben oftmals die Aufsperrung des Mundes, des Rachens, bei Menschen und Thieren die anschauliche Form dieser Begierde ist. 3. bezeichnet hi-are die Betroffenheit und Verwunderung, wiederum weil das Plastische dieses innern Vorgangs wesentlich auf einem weit geöffneten Munde beruht.

Vgl. ferner in-hi-are, das 3. B. mit Bezug auf die Lüsterheit, die sich in der Aufgerissenheit der Augen kundgibt, den Sinn erlangt: gierig auf etwas hingelassen, mit dem Blick gleichsam verschlingen wollen.

Das Substantiv hiatus erhält die Bedeutung Prahlerei, wenn das Aufreißen des Mundes einer marktshreierischen Kehle entstammt (vgl. Horaz, ars poetica, v. 138, tanto promissor hiatus).

Der gutturale Typus (als ha, cha, ga, ka) bequemt sich eben kraft seiner optischen Beschaffenheit einer Reihe von eigenthümlichen Situationen und Motiven an, und kann demgemäß auch (je nach den Absichten des nationalen oder temporären Sprachgenus) eine Reihe eigenartiger Bedeutungen erlangen, in denen jedoch stets das physiologische Bild, das dem Gutturale inhärent, als Grund- und Urform wiederkehrt.

So ließe sich dieser primitive Sprachtypus zur Veranschaulichung folgender Vorgänge verwenden:

1. für das Keuchen. 2. für das Gähnen. 3. für das Auflachen. 4. für das Rufen und Singen. 5. für das heftige Begehren (das Mund, Nase und Augen aufreißt) 6. für das Gaffen und Glogen. 7. für alles prahlereiche und großthuerische Wesen, das sich spreizt, brüstet, mächtig entfaltet. 8. für das weite Auschreiten. 9. für das, was sich aufthut, im Sinne des Auflebens, Werdens.

Allen diesen Phänomenen liegt für die Anschauung etwas Gemeinsames zu Grunde, in allen wiederholt sich ein Bild, das in der dem Gutturale begleitenden optischen Form ein sprachliches Seitenstück findet.

In einigen der oben angezogenen Fälle hat der Gutturale auch seinen vollen akustischen Werth, so daß man die aus ihm hervorgehenden Typen ebenso gut als Ahmlaute für das Ohr, mithin als Onomatopoetika, wie als Ahmlaute für das Auge betrachten darf. So beim Reuchen. Das akustische Moment sowohl als das optische dieser Erscheinung muß auf gleiche Weise, nämlich guttural, fixirt werden. So beim Gähnen. Wir öffnen den Mund und geben zugleich einen trägen langweiligen Laut von uns, der durchaus gutturaler Natur ist. Beim Aufklappen geschieht dasselbe, ein rasch sich repetirender gutturaler Laut bei geöffnetem Munde. Beim Singen, insofern es wortlos und möglichst unartikulirt auftritt, verbindet sich der Schall aus der Kehle mit dem Klaffen des Mundes aufs engste.

Es sei dies ein Wink für den Umstand, daß der Mensch wohl in den meisten Fällen zunächst recht gut vom Akustischen und Onomatopoetischen ausgehen konnte, wobei ihm, dem Sehenden, aber die Bemerkung nicht entging, wie ein bestimmtes optisches Phänomen das akustische trenn begleitete, so daß er endlich mit ganz richtigem Takte auch das stumme Bild durch das tönende markirte.

Wir wollen nunmehr auch des Fragepronomens Erwähnung thun, dessen sich die indogermanischen Völker bedient. Es erscheint ursprünglich immer guttural und zwar in sehr einfacher Form als ka, ki, auch als ku.

Der Grund, weshalb der Gutturale dafür gewählt wurde, ist nach der vorhergegangenen Auseinandersetzung leicht einzusehen, wofür wir nur gehörig erwägen, was das Motiv des Fragens und Forschens ist. In der Nachfrage liegt einerseits die Voraussetzung einer unbefriedigten Leere, eben das Nichtwissen der Sache, andererseits der Wunsch, diese Leere durch die Erkenntniß, die von Außen kommt, zu befriedigen.

Nun haben wir gesehen, wie der Gutturale im qualitativen Sinne als Symbol der trachtenden Begier, der Verwunderung, des Gaffens dienen kann. Wir haben gesehen, wie das lat. hiare und inhiare wirklich ein heftiges Verlangen bezeichnet, das aus irgend einer Leerheit, aus irgend einem Hunger entsteht, wovon die Folge das Gähnen, überhaupt das Aufsperrn des Mundes zum Zwecke.

In diesem Sinne, aber schon ethisch, erscheint der gutturale Typus als Pronomen der Frage.

Ferner will ich zwar nicht auf gewisse, aus der Kehle entflammenden Empfindungsgeräusche interrogativer Natur, die wir bei geschlossenem Munde abstoßen, so daß sich auch das Nasale stark einmengt, aufmerksam machen; aber ich nenne zwei ausdrückliche Empfindungslaute, die interrogativ sind, nämlich ha? hä?

Was nun den reellen Verlauf der Sprachentwicklung betrifft, so kann recht gut ein derartiger Empfindungslaut den ersten Impuls zur Bildung des Interrogativpronomens ka, ki gegeben haben. Im letzten Grunde aber basirt ja auch der interrogative Empfindungslaut nach seiner gutturalen Form auf jener tiefen physiologischen Wahrheit, deren Wiederkehr in der Einzelercheinung wir bereits mehrfach angedeutet haben.

Schließlich noch ein Paar Worte über das griechische Subst. chaos. Schon der Grieche hat dem Etymon dieser Vokabel arg mitgespielt; aber der Deutsche, der es in seine Sprache verpflanzte, noch ärger. chaos bedeutet zunächst nicht jede Kluft, sondern die Kluft die sich im Munde bildet. In zweiter Linie erst alles Klaffende. Indem der Grieche nun das physiologische Bild, das an der Wurzel dieses Wortes haftet, mit Erscheinungen der Außenwelt verknüpfte, bezog er es mit besonderer Vorliebe und besonderem Nachdruck auf das kosmische Vakuum, auf die gährende Weltkluft. Schon hier entwickelte sich eine zufällige Bedeutung. Aber er ging noch weiter. Da er in die Weltleere auch ein rohes, ungeordnetes Quantum hineindachte, so verkettete sich mit dem ursprünglichen Begriffe von chaos das Durcheinander der ringenden Stoffe. Zum Begriff „klaffende Leere“ kam auch der Begriff „wirre, wüste Masse“ hinzu. Im entlehnten deutschen Wort „Chaos“ nun hat das rein Accidentelle, nämlich der Wirwar und Mißgeschick ein ausschließliches Privilegium erlangt, das Ursprüngliche aber und Nothwendige ist dem Bewußtsein unseres Sprachgeistes völlig verschwunden.

II. Elementartypen mit dentalem Charakter.

Um einen Gipfelpunkt, zu dem sich die Symbolik des Zahnklautes emporschwingen kann, gleich Eingang dieser Er-

örterung hervorzuheben, bemerken wir, daß sich der dentale Typus als höchst bezeichnendes und wirksames Merkmal des Hinweises vom Sprachgeiste verwenden läßt. Jedoch wir müssen zur Veranschaulichung dessen etwas weiter ausholen.

Das Hinweisen und Deuten auf einen außer uns befindlichen Gegenstand, die demonstrative Geberde mittelst des Fingers, der Hand kann aus verschiedenen Motiven entspringen, die jedoch sämmtlich in zwei Hauptkategorien zerfallen, wonach sich die Handlung des Deutens entweder als egoistisch oder als nicht egoistisch kennzeichnet. Dem egoistischen Deuten wiederum kann je nach Umständen eine sehr materielle Intention zu Grunde liegen, so daß es ein habfüchtiges und habgieriges wird, oder eine edlere, in Geist und Gemüth wurzelnde, in welchem Falle auch das egoistische Wesen der deutenden Gebärde das Gemeine abstreift und sich erhöht, mitunter schon den Selbstverzicht; wenigstens den Drang nach freigebiger Mittheilung in sich einschließt, bis wir endlich auf Situationen stoßen, wo völlige Uneigennützigkeit und Anspruchslosigkeit der deutenden Geberde innewohnt.

Tritt das Deuten selbstlich auf, so verräth es sich durch manche andere begleitende Gebärden, wie der Miene, des Auges, der ganzen körperlichen Haltung, ja selbst durch das Benehmen der Hand, kurz es klebt an diesem Deuten immer Behemung und Leidenschaftlichkeit, bald in größerem bald in geringerem Maße. Je mehr hingegen das Selbstinteresse und der selbstliche Affect zurückweicht, desto ruhiger, würdevoller und nüchterner gebahrt sich das Deuten.

Der Gegenstand auf welchen hingezigt wird, sei es nun eigennützig oder uneigennützig, kann in größerer Entfernung sich befinden. Kommt er aber in die nächste Nähe, so erklären sich beide Gattungen des Deutens nach ihrer Natur und Sinesart. Lag in der demonstrativen Gebärde die Contupiscenz, so tritt auch gleich die habgierige Klause hervor, der jezt naheliegende Gegenstand wird erfaßt und ergriffen als ein längst erwünschter Besitz. War hingegen das Deuten ein uneigennütziges gewesen, so erfolgt diese Verwandlung keineswegs, die deutende Gebärde bewährt sich im Gegenheil als rein, wahrhaftig und unverfälscht, indem sie den vorhandenen Gegenstand ohne jegliche Habsucht mit dem Finger berührt, mit der Hand betupft, um ihn zu kennzeichnen, zu fixiren.

Es herrscht demnach in letzter Analysis ein eminenter Unterschied zwischen jener demonstrativen Gebärde, die durchaus selbstlich, und jener, die frei von Selbstsucht ist, ein Abstand gerade so groß, als der zwischen Stinlichkeit und Intellekt, zwischen heftiger Begierde und nüchternem Urtheil.

Nun behaupten wir, daß der Dentale ein treffendes Sprachsymbol für die nach außen hin deutende Geberde abgegeben kann, namentlich insofern sie unegoistisch, kennzeichnend und fixirend, auftritt. Zu dem Zwecke müssen wir den Schöpfer des Dentals und den Schöpfer des Hinweises mit einander vergleichen.

Der Schöpfer des Dentals ist der Zungenmuskel als Vorderzunge, der Schöpfer des Hinweises der Arm resp. die Hand, der Finger.

Es besteht aber zwischen dem Zungenmuskel und dem Arm schon was ihr gestrecktes und ins Länge ausschreitende Wesen betrifft eine gewisse Aehnlichkeit. Vollends tritt die tiefere Verwandtschaft höchst bedeutungsvoll hervor, insofern der Arm sich zur fingerausgerüsteten Hand, der Zungenmuskel aber zur Vorderzunge qualificirt. Beim Arme wie beim Zungenmuskel wächst in der Richtung von rückwärts nach vorn stetig die Entbundenheit, die Anlage zum geschickten, vielseitigen, unternehmungslustigen Wesen, recht eigentlich das Talent für Handlung, während in umgekehrter Richtung sich mehr und mehr das Unbeholfene und Unberathene geltend macht. Wie die Hand so ist die Vorderzunge der höchsten Aktivität, Versatilität, Geschicklichkeit theilhaft; wie die Hand operirt sie und agirt sie rüstig, ungehindert, frei.

Gleichwie aber der Demirg der bildenden Kunst nicht in jeder Lage und Haltung hinweisend auf ein außerhalb befindliches Objekt ist, so bedarf auch der Demirg der redenden Kunst einer eigenen Situirung, um demonstrativ treffend und bezeichnend zu werden. Der Arm, die Hand, der Finger muß sich ausstrecken in gerader, willenskräftiger That nach dem bestimmten Ziel, wenn er den entfernten Gegenstand deutend, den nahelegenden betupfend zu erhärten im Sinne hat. Die Zunge aber muß sich spannen rüstig und sich strängen im entschiedenen Misus nach vornwärts, wenn sie den Akt der taugentlihen Fixirung freithätig vollziehen soll. Thut sie aber dieses, so entsteht die Artikulation des Bahnlautes. — Das

physiologische Bild der dentalen Artikulation im Munde des Menschen findet an der in der Absicht des Deutens nach einem Objekte hinggerichteten, ein Objekt beispinnenden Hand ein Analogon.

Die Verwendbarkeit des dentalen Artikulationsbildes im genannten Sinne drängt sich mit um so größerer Klarheit und Deutlichkeit dem Anschauungsvermögen auf, je mehr man das Artikulationsbild des dentalen Verschlusslautes (t, d) mit dem des gutturalen (k, g) und dem des labialen (p, b) vergleicht. Dann erst ermisst man völlig den eigenthümlichen Werth des Zahnlautes, und begreift, wie die Zunge wenn sie dental gerichtet ist an der Stelle des bestimmenden Zeitgestingers, der energievoll nach Außen hin auftretenden Hand fungirt. — Wenn man erwägt, wie bei der Hervorbringung des Rehlautes der Zungenmuskel, statt rüftig auszuschreiten und sich wie ein sehuliger Arm zu spannen, convulsivisch sich zusammenbrängt und in förmlicher Erstarrung empor sich bäumt; ferner wie die ganze Aktion nicht der freien, regamen und aufstelligen Vorderzunge, die vielmehr lahmgelagert erscheint, sondern der unbehüllicheren, plumpern Hinterzunge aufgebürdet wird, so sieht man, wie wenig der Rehlaut und sein Artikulationsbild berufen ist, ein sprachliches Symbol der hinweisenden Handlung zu werden.

Der Gegensatz zwischen der Zunge, insofern sie als Vorderzunge dental, und zwischen der Zunge, insofern sie als Hinterzunge guttural drückt, ist ungeheuer. Diesen Gegensatz kann man sich nach der malerischen Seite hin nie genug vergegenwärtigen. Zur Verstimlichung desselben wüßte ich im Augenblick keinen bessern Vergleich als folgenden: Die Zunge, die den Dental erschafft, gleicht Einem, der sich gegen ein Objekt stemmt so, daß die Freiheit und Aktivität in der Verwerthung der Kraft aus jeder Bewegung seines Armes, aus der ganzen Haltung seines Körpers herauschaut; während die Zunge, wenn sie den Guttural erzeugt, Jemanden ähnlich ist, der auf starker Schulter eine schwere Last trägt und sein Widerstandsvermögen nur passiv verwenden kann, indem er eben die Last aushält, so daß man an die Unfreiheit, an die Nothwendigkeit erinnert wird.

Was endlich den labialen Verschlusslaut betrifft, so leuchtet wohl ebenfalls ein, daß er keine natürliche Anlage besitzt, ein

sprachliches Ebenbild des handlichen Hinweises zu werden. Denn sein Artikulationsbild zeigt auch nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit diesem optischen Vorgange, indem der Labial durch Compression zweier sich aneinander schmiegender Muskeln, der Lippen, entsteht.

Wir haben begreiflich zu machen gesucht, wie die Zunge in der dentalen Situation relativ genommen bei weitem die meiste natürliche Fähigkeit besitzt, direkt ein sprachliches Gleichniß des Deutens mittelst der Hand in der Richtung nach auswärts abzugeben. Sehen wir jetzt zu, ob der Dental vom Sprachgeiste wirklich in diesem Sinne verwendet worden ist.

Der dentale Typus findet sich substantivisch verwendet zur Bezeichnung des Objectes, das vom Subjekte deutend gezeigt, betruft wird, um es als dieses bestimmte hervorzuheben und zu fixiren.

Das Object aber als nicht=Ich kann sich doppelt darstellen, je nachdem es in einer ethischen Beziehung zu mir steht oder in keiner. Im ersteren Falle wird es zum du, im letzteren zum er. So pflegen wir selbst leblose Dinge, die in einem gewissen Pietätsverhältniß zu uns stehen, mit dem vertraulichen und gemüthsvollen du anzureden, während sich ein Anderer, dem diese Gegenstände nicht lieb und theuer geworden sind, kälter benimmt und bloß im er, sie, es von ihnen spricht.

So erscheint denn der dentale Typus bald zur Bezeichnung des Objectes, das in einem ethischen Verhältniß zum Subjekte steht, bald zur Bezeichnung des Objectes ohne innigem Bezug, immer aber des außer uns befindlichen Objectes, auf das hingedeutet wird.

Man vgl. das Personalpronomen der 2. Person im Sanskrit (tu, nom. tv-am) im Griechischen (tu, dirisch), im Lateinischen (tu), im Deutschen (du).

Man vgl. ferner den Artikel im Griechischen und Deutschen als Demonstrativpronomen.

Man beachte außerdem die Verwendung des dentalen Typus zur Bezeichnung der zweiten und dritten Person beim Verbum im Aktiv und Passiv (im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen und Deutschen).

Endlich findet sich die dentale Form adverbial im griech. δε (örtlich zur Bezeichnung des unmittelbar Nächsten,

und auf die Frage: wohin? im Sinne des Endziels), im griech. *do* (siehe nur, offenbar), im deutschen *da*.

Bevor ich einige primitive Verbalformen mit dentalem Charakter nahhaft mache, will ich die Sphäre des Dentals rückichtlich der Bedeutungen, deren er überhaupt fähig ist, einigermaßen abgrenzen. Wir dürfen nämlich nicht vergessen, daß wir den dentalen Typus bis jetzt nur nach einer einzigen und zwar symbolisch hohen Seite betrachtet und behandelt haben. Stellen wir uns nunmehr auf den schlichten physiologischen Standpunkt und fassen wir das Quantitative und Materielle des Dentals ins Auge.

Um den Zahnlaut hervorzubringen, spannt, streckt und stemmt sich die Zunge so, daß sie mit den Schneidezähnen und dem an sie grenzenden Zahnfleisch in mehr oder weniger intensiven Kontakt geräth. Dadurch entsteht ein eigenthümliches physiologisches Bild und Artikulationsgemälde. Wir sehen Etwas, das sich auf freieste Weise aktiv bethimmt und zwar in ganz bestimmter Form aktiv, es ist die Zunge. Wir sehen Etwas, das sich passiv verhält und dem Aktiven trägt Widerstand leistet, nämlich die Zähne und der alveolare Fortsatz des Oberkiefers. Wir haben demnach ein bewegliches Subjekt, das in einer bestimmten Richtung und Haltung operirt; wir haben ein beharrendes, fixes Objekt, das dem thätigen Subjekte als Operationsbasis dient und nach dem Eindrucke des letzteren leidet.

Suchen wir nach einem Bilde außerhalb des Sprachorgans, das mit diesem physiologischen große Verwandtschaft und Ähnlichkeit besitzt, so ist es namentlich der mit Hand und Fingern ausgerüstete Arm, welcher gleichsam als Subjekt mit einem gegenüberstehenden Objekte in einer gewissen Kontakt geräth, und sich in freier Bethätigung seiner Energie an demselben übt.

Kraft des physiologischen Bildes, dem wir so eben auch ein Seitenstück außerhalb der Artikulationsphäre zugesellt haben, kann der dentale Typus, wie leicht einzusehen, folgende Bedeutungen erlangen. Er kann uns sprachlich veranschaulichen

1. den Vorgang des Spannens, Strängens, Stemmens nach Außen hin.
2. den Vorgang des Stoßens (Anstoßens, Abstoßens)

(zuständlich, medial: des Stupens, Innehaltens, Stillstehens); ferner des Schlagens (Anschlagens), Treffens; des Sehens (med. zuständlich: des Sitzens); des Betastens, Berührens, Betupfens (medial, zuständlich: des Ruhens, Verweilens, Hastens am Gegenstande).

Aus dem quantitativen Wesen dieser Bedeutungen aber lassen sich auf höchst ungezwungene Weise eine Reihe qualitativer und ethischer deduciren.

Das Stoßen mit der Hand wird je nach dem Motiv zum Strafen, Kränken, Beleidigen, Verlegen, oder zum Aufmerksammachen, Erinnern, Wecken.

Das Berühren und Betupfen je nach der Situation zum Betonen, Bestimmen; Zeigen, Belehren, Aufklären; zum herrschenden Gebieten (mit diktatorischem Zeigefinger); zum Herbeiwinken an einen bestimmten Ort (den man mit der Hand betupft); zum Tunken, Tauchen, Regen, Färben.

Das Hinweisen selbst wird wieder zum Auszeichnen (Bewundern, Ehren) oder zum Gegenheil dem Brandmarken (schmachvollen Kennzeichnen), zum Anklagen, Anzeigen.

Das physiologische Bild des Dentals auf das äußere Auge übertragen charakterisirt die Wahrnehmung von Einer bestimmten Seite, macht sie zum Hinstarren auf einen Punkt und Hasten an demselben, zum festen Fixiren des Gegenstandes. Auf das innere Auge übertragen zum stetigen Verweilen an einer Vorstellung, zum Stimmen, Brüten (in welchem Falle auch das äußere Merkmal vorhanden ist, indem wir den Kopf an die Hand zu stemmen pflegen).

Wir verzeichnen schließlich folgende dentale Primitivformen, die verbal auftreten.

1. Die gr. Wzl. *Ta*, erscheint als Grundtypus in der Bedeutung: spannen, dehnen, strecken, ziehen.
2. Die lat. Wzl. *Tu*, in der Bedeutung: schauen, mit dem Auge hüten, (d. i. den Blick auf einen Gegenstand gerichtet halten, tangentiell an ihm haften.)
3. Die lat. Wzl. *Tud*, schlagen, stoßen.
4. Die lat. Wzl. *Da* (in *da-re*, *da-tor*), die griech. *Do* (in *di-do-mi*, *do-sis*), das sanskr. *Da* (in *da-da-mi*), alle in der Bedeutung: geben, schenken, verleihen. — Vergewärtigen wir uns den Vorgang des Gebens, ein Subjekt das activ sich bethimmt, ein anderes (als Objekt) das

passiv sich verhält, ferner wie ersteres in der Richtung nach dem Letztern hin irgendwie thätig ist, so begreifen wir, wie der dentale Typus zu dieser speziellen Bedeutung gelangen konnte. Das Geben kann übrigens je nach der Gabe sehr mannigfaltig, oft herzlich materiel und herb sein, als Versetzen eines Schläges, Stoßes. Bezieht sich das Geben auf ein Geschenk, so ist es ein Darreichen, Hinhalten, Vorstrecken (oft verbunden mit dem betupfenden Hinweis durch den Finger.)

5. Die griech. Wzl. Da in der Bedeutung: lehren, unterrichten. Es ist das Zeigen, um aufmerksam zu machen; das hinweisende Berühren der Sache, um aufzuklären.

6. Die griech. Wzl. Do (in do-o, di-do-mi), fesseln, binden.

Das Anheften, Fixiren, Bannen wird zum Binden, aber einen Strick oder Riemen her.

7. Die griech. Wzl. Ti (in ti-o), ehren, achten. Es ist der Hinweis mit dem Finger auf eine Persönlichkeit, die man bewundert und deshalb unterscheidend hervorheben will.

III. Elementartypen mit labialem Charakter.

Es gibt im Griechischen eine Wzl. pi, Nebenform po; im Lateinischen eine Wzl. po und bib, im Sanskrit eine Wzl. pa, alle in der Bedeutung: trinken.

Es fragt sich: wie kann eine so primitive Lautform einen Vorgang veranschaulichen, der dem optischen Detail nach ziemlich verwickelt ist. Will denn diese Primitivform wirklich jenen Vorgang erschöpfend malen? Welcher Bemühtige und Unbefangene traut ihr es zu? Umsonst haben wir wahrlich nicht die Augen, um die Erscheinung des Trinkens in seiner Totalität zu sehen; umsonst wahrlich nicht den Griffel, um diese Erscheinung in ihren Einzelheiten durch Zeichnung zu fixiren. Sagen wir es heraus: wer sich nicht vergegenwärtigt, von welcher Seite sich unter Anderem das Trinken höchst wirksam auffassen läßt und von welcher Seite es in der That vom Sprachgeiste gefaßt worden ist, wenn er obige Primitivformen anwandte, dem wird es auch nicht klar sein, wie ein pa, ein pi, ein po zu dieser eigen-

thümlichen Bedeutung kam. Wenn der griechische, der römische, der indische Sprachgeist den Vorgang des Trinkens so bezeichnete, dann faßte er ihn nach einem einzigen Momente auf, aber nach einem sehr fruchtbareren und malerischeren, nämlich nach dem ersten Medium, in das die genossene Flüssigkeit eintritt. Er fixirte dieses Phänomen als eine labiale Gebärde, als eine Handlung der Lippen.

Gäbe es nun auch ein halbes Duzend primitiver Wurzeln, die das Trinken mittelst anderer Lautelemente kennzeichnen, das Eine wissen wir bestimmt, daß eine Wzl. pa, pi, po das Trinken jenen andern Bezeichnungen gegenüber als labiale Erscheinung und nur als labiale verstanden.

Ist nun dieser Lauttypus, so lange er in der entsprechenden Situation lebt und athmet, durchaus genügend; befriedigt er, wenn ihn der Zusammenhang stützt; so wird er hingegen höchst unzulänglich und unklar, sobald er außer die Sphäre des bestimmten Ereignisses tritt. — Denn eben die Bedeutung des Lautbildes pa als „trinken“ ist schon qualitativ, individuell. Es muß nicht notwendig diese Bedeutung haben, es kann sie haben. Der quantitative, der notwendige Sinn dieses Lautbildes ist, insofern ein Objekt vorschwebt, ein anderer allgemeinerer, nämlich der des Erfassens, Zusammenfassens, Umfassens und zwar zunächst des labialen.

Der labiale Verschlusslaut (p, b, m) ist das Produkt zweier beweglichen und spannkraftigen Muskeln, der Lippen, die wechselseitig mit größerer oder geringerer Intenstität auf einander drücken, sich aneinanderschmiegen. Kraft dessen wird, wenn ein Objekt vorschwebt, das labiale Artikulationsbild im Vergleiche zum gutturalen und dentalen das tauglichste Symbol für ein mit dichter Schließung verbundenes Erpaden, das in dem Wechseldruck zweier homogenen Faktoren besteht, die frei und kräftig nach Innen wirken.

Suchen wir für dieses Artikulationsbild ein Counterfei außerhalb des Sprachorgans, so ist es die Hand, die vorher aufgethan, nunmehr den Gegenstand faßt, den gefaßten umschlossen hält, wobei der Daumen und die übrige Fingerreihe gleichsam Lippe und Spitze vertreten. — Ferner liefern die Arme ein Gleichniß, insofern als sie einen Gegenstand fest umschlingen und umschlungen halten. Endlich auch die Augen

mit ihren Eibern, die sich lippenartig aneinander schmiegen können.

Da der labiale Typus die naturgemäße Bezeichnung des Erfassens und Umfassens ist, so kann er, je nachdem sich der elementare Sinn motivirt und situirt, zu verschiedenen eigenthümlichen Bedeutungen gelangen. Bezogen auf das labiale Erfassen der Flüssigkeit, des Gefäßes, in dem sie enthalten ist, gelangt er zum „trinken“, bezogen auf das labiale Erfassen der Speise kommt er zur Bedeutung „essen, genießen.“ Ebenso leicht entwickelt sich die Bedeutung „saugen“ insofern als es eine Thätigkeit der Lippen ist. Endlich der Begriff des Erfassens, Festhaltens, Besitzens überhaupt.

Der labiale Lauttypus erscheint in der Bedeutung „fassen“ (zunächst mit den Lippen, dann mit den Händen) regressiv vokalisiert

1. in der sanskr. Wzl. ap (praes. ap-no-mi), als ip im Desiderativum ip-s (fassen wollen, sich sehnen).
2. in der lat. Wzl. ap, vgl. ap-iscor, als ip in ad-ip-iscor.
3. im lat. ap, das als part. adj. erscheint (ap-tus) in der Bedeutung „erfassen“ mit dem Nebenbegriff der festen Verschllossenheit.
4. im lat. em (Verbum om-o), kaufen, (vgl. red-im-o, co-im-o).

Der eigentliche und ursprüngliche Sinn vom em ist erfassen, ergreifen; wie dies auch wirklich noch zu Tage tritt in ad-im-o (nehme weg) und ox-im-o (greife heraus). Wird der Typus em auf die bestimmte Situation bezogen, nämlich auf die, wo Einer nach erfolgtem Handel faßt, so entwickelt sich die Bedeutung „kaufen“. Vgl. mancipium (der förmliche Kauf, eigentlich nur das Erfassen mit der Hand.)

5. im lat. am, als am-are (lieben). Das begehrliche Erfassen sei es mit dem Munde, sei es mit den Armen als Umschließen.

Setzt ein Wort über av in av-oo (heftiges Verlangen tragen). Wenn bei p, b, m voller Verschluss eintritt, so erfolgt hingegen bei v (w) nur die Annäherung zu diesem Verschlusse, es findet bloß Verengung und Zuspißung statt. Daher ein av gegenüber einem ap, am mehr die Gebärde

des Fassensvollens als die des eigentlichen soliden Fassens veranschaulicht.

Beim Aussprechen des av spitzt sich der Mund rüffelartig. Nun haben wir früher angeführt, wie beim Indianer das rüffelartige Vorscheiben der Lippen einen Wunsch, ein Begehren ausdrückt. Der Indianer weiß die Gebärde stumm in Scene zu setzen, aber das Lautbild, bei dessen Pronunciation eben diese Gebärde sich unwillkürlich und nothwendig bildet, scheint es, fand er nicht.

Eine gesteigerte Form, die das Fassen bezeichnet, ist der Typus Kap (vgl. lat. cap-io). Kap verhält sich zu ap wie ein complicirteres Ding zu einem einfachern. — Der Typus Kap entrollt uns nämlich eine Gesammterscheinung in zwei entschieden successiven Bildern; er malt uns ein Ereigniß, das aus zwei Formen besteht, die wie Ursache und Folge ineinander übergreifen. Die Wzl. Kap ist nämlich guttural-labial. Daß der gutturale Typus (cha, ga, ka) optisch das weite Klaffen veranschaulicht, haben wir früher gesehen. Der labiale Typus aber verknüpft uns das eigentliche Erpacken. Kap ist demnach ein Sprachbild, für das sich der augenfällige Vorgang sehr leicht finden läßt.

Kap malt uns z. B. den Mund, der sich vorerst weit aufreißt, dann wieder zuschnappt, indem er faßt und hält.

Kap malt uns die beiden Kiefer, wie sie sich zuvörderst auseinandersperrten nach dem erwünschten Gegenstand, alsdann den erfaßten zangenartig umschlossen halten.

Kap malt uns die Hand, wie sie sich zunächst aufthut haschend, dann zugreift und erpackt.

Dieses Sprachbild ließe sich ferner übertragen auf die That des Gehörganges, insofern nämlich als das aufgeschlossene (gleichsam gährende und begierige) Auge das Object erfaßt und erfüllend in sich aufnimmt.

Summe aber wiederholt sich die Idee zunächst der Leere, dann der Sättigung und Befriedigung; die Idee der Ursache, des Beginnes und die der Folge, der Vollendung.

Die Grundform im deutschen Onomatopoeikon happ-on ist ebenso gut Ahmlaut fürs Ohr wie fürs Auge. Als Ahmlaut fürs Ohr ist happ die Fixirung zweiter Geräusche, von denen das eine der aus der Kehle gejagte Athem, das andere ein derartiges ist, wie es durch den Zusammen-

prall der Lippen entsteht. Wenden wir unser Auge den Organen zu, welchen dieses Geräusch entstammt, so sehen wir den Mund zunächst kaffen, dann labial sich schließen.

Im deutschen Worte *gaffen* (mittelh. *kaphen*, *kaphen*) ist nach der ursprünglichen Intention des Sprachgeistes sicher nicht bloß das Stammen gemalt, das sich in der Aufsperrung des Males und der Augen kundgibt, sondern auch die Begier, die habhaft werden und fassen möchte.

Dieselbe Grundidee wie in *kap* erscheint in Wurzeln, wie da sind: das lat. *ham* (*erpacken*) (subst. *hamus*), das sanskr. *kam* (*heftig begehren*), das lat. *cup* (in *cup-io*, *cup-idus*), das gr. *gam* (in *gam-eo*, *heirathen*). Was diese Bedeutung von *gam* betrifft, so befinden wir uns längst auf dem Boden der Freiheit, wo das Eine Nothwendige in mehrere Pfade sich zerplittert. — *gam-eo* kann *heirathen* bedeuten als Erfassen in Form des Raubes und der Entführung, als Erfassen in Form des Kaufes; es kann auch überhaupt die nach dem Besitz des Gewünschten trachtende Sinnlichkeit zur Anschauung bringen. Ueber den Grundton aber sind wir im Klaren.

Wie *ap* zu *hap*, *kap*, so verhält sich *av* zu *hav* (im lat. *hav-eo*). Schon mit Entschiedenheit zwei kräftige Lautbilder in diesem *hav* für einen Vorgang, der successiv ein doppeltes Stadium durchläuft. Die Begierde insofern sie sich aufhüt, malt das gutturale *ha*, insofern sie fassen möchte, das labiale *v*. Der Imperativ *have!* heißt strenggenommen nicht: *lebe wohl* (wie *valo!*), sondern: *trag' Verlangen* (nach mir, nach uns).

Im deutschen Worte *haben*, im lateinischen *hab-ero* ist das Zuständliche über das Subjative und Momentane so Herr geworden, daß der erste Theil des Lautgemäldes schier völlig aus dem Bewußtsein des Sprachgeistes schwand, und nur der zweite (nämlich der Begriff „festhalten, besitzen“) die Anschaulichkeit wahrte.

Höchst interessant ist der Typus *kaw* im Lateinischen *cav-us* (*höhl*). Wir finden nämlich hier das *kaw* auf durchaus elementarer und quantitativer Stufe, nur ein bestimmtes physiologisches Bild, außerhalb der Situation, des Motivs, der höhern Tendenz, rein nur als malerischen Ahmlaut. *kaw* im lat. *cavus* versinnlicht uns etwas weit Klaffendes (*ka*),

wie es nach Berengung, Rundung, Wölbung strebt. *kaw* ist ein vortreffliches Sprachbild für alles dasjenige, was nach Innen ein rundliches Hohl bildet, nach Außen (erst in zweiter Linie) convex, bauchig, schwellend erscheint. *kaw* (mit der Bedeutung „höhl“) erscheint auch noch im lat. *cav-ea*, *cav-erna*, *cav-are*. In *cav-ere* tritt schon die Vergeistigung ein (vgl. das deutsche *höhlen* und *lehlen*). Ebenso in *cavillari* (vgl. das deutsche *graben* und *grübeln*).

Es ließe sich eine Reihe substantivischer Bildungen aus dem Sanskrit, Lateinischen, Griechischen, Deutschen anführen, wo der Sprachtypus *kaw*, *kuw*, *haw* (oft mit verdichtetem Labial) wiederkehrt und ein Conlav-Converes bezeichnet, mit dem Nebenbegriff des Fassungs-Erfüllungs-Umschließungs-Bermögens.

Fragen wir jetzt, welches Lautelement das Klaffen und welches das Packen (resp. packen wollen) am flüchtigsten und zerfloßensten versinnlicht, so antworten wir: der Vokal, und zwar den ersten Vorgang der Vokal *a*, den zweiten der Vokal *u*. Denn wie schon bemerkt, ist *a* am meisten guttural, *u* am meisten labial. *u* enthält übrigens in virtute schon das *a*, denn lasse ich das *a* continuirlich tönen und schiebe ich allmählig die Lippen vor, so erfolgt die Verdampfung zu *o*, endlich zu *u*.

a-u (nebenbei gesagt auch spontaner Laut eines halb erstgemeinten, öfter jedoch simulirten Wehs) ist der flüchtigste Typus für die klaffende Weite, die sich wölbend sammelt; dies im malerischen Sinne; im ethischen ein Symbol für die nach Sättigung trachtende Begierde, welche aus einer Leere entspringt. In *a-u* reißt sich zunächst *a-w*. Sodann alle die condensirteren und complicirteren Formen.

Schließlich machen wir noch auf folgende zwei sprachlichen Erscheinungen aufmerksam.

Erstlich auf das deutsche *um* (mittelhochd. *u m b*, *u m b o*) und auf das lateinische *amb* in *amb-ire*, *amb-igere*, *amb-edere*. Der Begriff der mit diesen beiden Ad-verbien verbunden wird erklärt sich naturgemäß aus der Beschaffenheit des labialen Artikulationsbildes. Es liegt eben die Idee des ringsumschließenden Erfassens, wie es zunächst die Idee des ringsumschließenden Erfassens, wie es zunächst durch die That der Lippen einem Objekte gegenüber erfolgt, dar. Wenn ferner *amb-o* eine Zweifelt bezeichnet mit

dem Nebenbegriff der gleichen Gestaltung und Zusammengehörigkeit, so erklärt sich dies recht nur aus der Beschaffenheit des labialen Artikulationsbildes, bei dessen Erzeugung zwei Homogenitäten, nämlich Lippe und Lippe, thätig sind.

Wir haben oben gesagt, daß der Zahnlaut als Symbol des außerhalb liegenden Objectes, auf das mittelst der Hand hingewiesen wird, im Pronomen der 2. und 3. Person, in den verbalen Conjugationsuffixen Anwendung fand. Jetzt machen wir darauf aufmerksam, wie in den casus obliqui des Pronomens der 1. Person, ferner in den Conjugationsuffixen der griechischen, lateinischen und Sanskritsprache immer der Labial und zwar als in zur Fixirung des Subjectes als Ich verwerthet wurde. Die Wahl des Lippenlautes zur Bezeichnung der Ichheit muß als eine treffliche angesehen werden. Denn die Ichheit charakterisirt sich namentlich durch den selbstischen Erleb. Das liebe Ego greift nur allzugene herrlich zu, und eignet sich an, und absorbiert, was in seinen Bezirk kommt. Die Stelle des Labials könnte höchstens noch durch den Rehlaut klar und unabweitig vertreten werden, insofern er im Stande ist, die Begierde zu malen, die den Mund öffnet, zum Zwecke des Expandens und Verschlingens.

IV. Der Typus s-t-a.

Er erscheint als solcher wurzelhaft im Sanskrit, im Griechischen, im Lateinischen, im Deutschen, und heißt: stehen, stillstehen, anhalten, weilen.

Dr. Jäger bringt diesen Sprachtypus sta mit dem Empfindungslaute st! in unmittelbare Verbindung und zwar mit vollem Recht.

st! ist ein Mahnlaut, seine einfachste Variante s!, eine stellvertretende ps! und pst!

Nehmen wir zuerst den Empfindungslaut s! in Angriff. Der Sibilant wird durch die bestimmte Situation höchst originell. Sein an und für sich quantitatives Wesen (das Säuseln, das Geziß) springt ins Qualitative und Ethische über. Wir pflegen ihn nämlich dann in wirksamer Anwendung zu bringen, wann wir eine unruhige, stürmische Versammlung vor uns haben, die wir zur Ordnung, zur

Ruhe, zum Schweigen verweisen möchten. Die Tendenz des Sibilanten von Seite des Subjectes, das ihn ausspricht, ist also die des Mahnens, Erinnerns, Tadelns; des Dämpfens, Beruhigens, Stillens. Die Folge davon bei denen, an die er gerichtet ist, Ruhe, Stillstand, Schweigen. — Derlet Bedeutungen sich auch wirklich anzueignen hat der Sibilant das Recht kraft der besondern Situation. Sein Urtheil ist Mahnung, Tadel, sein Wille hemmend und bannend.

s-t! ist die gesteigerte Form von s!, mit einer im Wesentlichen gleichen Tendenz. s-t! ist vollendeter insofern, als das weniger Dichte des Sibilanten zu momentaner Conspicuität gelangt und das Akustische sich zum Optischen aufschwingt. Wir haben bereits früher gesehen, wie der Dental entschieden den Beruf hat, das Stoßen überhaupt, dann das Stoßen zum Zwecke, als anhalten, erinnern, mahnen, zücktigen zur Anschauung zu bringen. Daraus ergibt sich der höhere Werth von s-t! im künstlerischen Sinne.

Das Interessante ist nun folgendes: Wollte der Mensch sprachlich auf eine zweite Person mahnend und anhaltend einwirken, jedoch so daß er sich bloß in der Empfindungsform ausdrückte, dann hätte ihm der dentale Verschlußlaut (t, d) trotz seiner Plastik an und für sich blutwenig genügt, weil unter den obwaltenden Umständen der Hauptzweck war, ein Geräusch hervorzubringen, das schneidend ins Ohr dessen eindrang, den man durch Mahnung zum Stillstand zu bringen suchte. Naturgemäß und spontan verwandelte sich der Dental in seinen Verwandten, den Zischlaut; die hemmende Tendenz der dentalen Artikulation wurde gleichsam flüssig im s und aufs schärfste hörbar. Das s ist nämlich ein dentaloider Laut, wo das passive Element die dentale Stellung der Zunge, das active der Athem bildet.

Daß die Bedeutung „stehen“ in der Wzl. sta, insofern sie vom Empfindungslaut s-t! ausgeht, durchaus keine notwendige ist, leuchtet wohl ein. sta könnte ebenso gut „sitzen“ bedeuten. Denn dieses Lautsymbol veranschaulicht uns kraft seiner Abstammung von st! bloß das Anhalten und Ruhen im Gegensatz zur Bewegung. sta kann ferner vom Subjekte aus geurtheilt, das den Ruf s-t! spricht, statt des medialen und passiven recht gut auch den activen Sinn annehmen und „stellen, stillen“ heißen.

Insofern st! zur Wurzel sta-a wird in der Bedeutung: stillstehen, verliert das s seinen ursprünglichen Beruf (als Mahnung) und verbleicht ins Zwecklose. Nur insofern als wir bei der Wzl. sta den Empfindungslaut st! lebendig vor Augen haben, rettet sich der Spezialismus des s. Hingegen tritt alsdann die volle plastische Kraft des Dentals und seines Artikulationsbildes in den Vordergrund. Denn sobald wir sta als situationslosen Sprachtypus in der Bedeutung, „innehalten, stehen“ zu erklären suchen, so fehlt für das s der besondere Umstand, es sinkt zu etwas rein Akustischem herab, zu einem Geziß, das erst zwecklich zu verwerthen wäre. Das sollte t hingegen, das nicht an das bestimmte geräuschvolle Ereigniß gebunden ist, bleibt stets ein getreues Bild für die Weile, die aus dem Inhalten in Folge des Anstoßens entspringt.

Darnach wäre vom künstlerischen Standpunkt eine aus dem Empfindungslaut s! hervorgegangene Wurzel zu beurtheilen, die setzen oder sitzen, stellen oder stehen bedeutete. Eine Wzl. sa in dieser Bedeutung hätte nur insoweit Kraft, als man sie in jener Situation, wo das s dämpfend und beruhigend wirkt, athmen ließe. Herausgerissen aus diesem mütterlichen Boden verdorrt sie. Denn das Elementare und Wandlosse am Sibilanten ist das zischende Geräusch, die Idee der Ruhe, des Schweigens aber das Zetliche und Bedingte, weil eben nur in der bestimmten Situation das s sich also ethisch färbt.

Sollte wirklich eine Wzl. sa vorkommen, die kraft der Bedeutung: setzen, sitzen, etwas rein Optisches veranschaulicht, so hätten wir eine nicht wenig erschreckende Probe, wie sich das Immerwährende des Sibilanten (die laufende und zischende Bewegung) durch die Zeugungskraft der besondern Situation bedingt und determinirt — zum Entgegengesetzten! — Was aber das Vorkommen einer solchen Wurzel betrifft, so wollen wir gar nichts verschwören. Es gibt im Griechischen zwei Verba, die „sitzen“ bedeuten. Ist der spiritus aspor an ihnen ein ursprüngliches s, was wir keineswegs strickt behaupten wollen, so hätten wir eine Wzl. so (prs. so-mai) und eine Wzl. se (bei Homer). Die Bedeutung dieser Wurzeln (nämlich sitzen) wäre rein nur aus dem mahnenden und beruhigenden Sigma erklärbar. — Eine Wzl. sa (so, si)

nicht in der Bedeutung: „sitzen, ruhen“, sondern in der Bedeutung: „scharf tadeln“ würde uns weniger frappiren, weil hier sogar das situationslose s sein eigenthümliches Wesen als schneidendes Geziß wahr.

Der Typus st erscheint neben sta auch als st u vokalisiert. Bei stu können wir wieder einmal die Wahrnehmung machen, wie der Sprachgeist sich zwischen dem Quantitativen und Qualitativen hin und her tummelt, stu erscheint im deutschen sta-en beinahe völlig quantitativ, während es im sanskr. sto-mi, stu-no-mi „preisen“ heißt. Na freilich, wenn stu durch das Motiv belebt wird, kann es diese Bedeutung erlangen, sonst aber nicht. Wenn ich von Bewunderung ergriffen stille stehe, wenn ich staunend Halt mache, dann ja! — Im griech. steu-mai (sich prahlen, brüsten) haben wir ebenfalls schon den qualitativen Sinn. steu-mai heißt eigentlich: sich stellen, sich unterstellen (setz, stolz, selbstbewußt). Man vergl. endlich auch noch das elementare Wesen im deutschen stutzen (trans. und intrans.) und das Ethische im lat. stud-ero, stud-ium.

Dr. Jäger fürchtet belächelt zu werden, wenn er die Wzl. sta von st! ableitet. Leute, die diese Passion haben sollten, geben wir folgendes Vadomecum: Es braucht sich der Vater Hinz st! vor dem Durschen Kunz sta keineswegs zu schämen. st! sowohl als sta sind nach ihrer konsonantischen Struktur völlig identisch. Nur daß wir in sta die ausdrückliche Vokalisation haben, während in st! das t unvokalisch explodirt. Was aber ungleich wichtiger ist, der Tendenz nach ist st (als st!) dem st (als sta) weit voraus. Kraft der Tendenz ist st! in Bezug auf die gemahnte Person 1. ein bestimmter Redetheil und zwar ein Verb, 2. ein Verb in einem bestimmten Modus, nämlich ein Imperativ 3. (und daraus erklärt es sich, warum st! bei der Verwandlung in sta namentlich die intransitive Richtung einschlug) gegenüber der gemahnten Person ein medialer Imperativ. Das st! ist der Intention des Sprechenden nach eine Bildung, die der Deutsche durch „halt“ „stehe“ der Griechen durch sto-thi zu geben hätte. st! ist eine Individualform im höchsten Grade, braucht es sich also zu schämen vor dem Embryo sta?

Der Lauttypus st könnte übrigens auch als Onomatopoeikon betrachtet werden. Mit dem säuselnden Sigma, mit

dem anstoßenden Dental wird nämlich jenes Gebrechen gemalt, das wir stottern, stammeln heißen. Geht aber dieses Onomatopoetikon in die allgemeine Bedeutung „stocken, stillestehen“ über, so erlischt wiederum, gleichwie früher, die Kraft des Sibilanten.

Das s ist ohne Ethos, rein als Ahmlant für das Ohr, vom Sprachgeist ebenfalls verwerthet worden. Man vergleiche den Sigmatismus im lat. su-surro, sizio, sono, im deutschen sausen, summen. Ob in sibililo gleich ursprünglich das Ethische vorgeschwebt, lassen wir unentschieden. Ob im griech. sig-ao, si-op-ao, im lat. sil-eo das s als mahnendes s! figurirt, lassen wir gleichfalls völlig dahingestellt.

Eine andere Form für s! und st! ist ps! — Das ps erscheint als malerischer Bestandtheil nach der lautlichen Seite im gr. psithür-izo, das sich freilich auch ethisch gestalten kann, und in psophos, vielleicht auch in psephos. Das mahnende ps! kann vielleicht verborgen sein im gr. psego (tabeln, rügen, mittelst ps! einen Wink ertheilen).

Was nun das p im Mahlante p-s! betrifft, so müssen wir wohl voraussetzen, daß das Warum der Anwendung des p neben dem s dem Menschen nicht bewußt war. Aber Wahrheit bleibt Wahrheit, auch wenn sie spontan oder tastend erfolgt. Sie wird nicht an der Wissenschaft und die Wissenschaft nicht an ihr zu Schanden. — Um zu mahnen oder aufmerksam zu machen bedienen wir uns zweier fühlbaren Manipulationen, bald des Stoßens (wofür das Lautbild t), bald des plötzlichen Erpacens (wofür das Lautbild p). Wenn wir überdies noch in Anschlag bringen, wie wir einer lästigen Unruhe gegenüber zuvörderst drohend und finster die Lippen zusammenreißen, dann in den schmelzenden Mahlant s! übergehen, so ist das p-s! auch dem präfigirten p nach faßlich.

Zum Schlusse verzeichnen wir eine Anzahl von Bildungen, die man mit einem schon vorhandenen sta oder direkt mit dem Empfindungslaut s-t! in Verbindung bringen kann. Das lat. sed in sed-are (sitzen machen), sed-ere (sitzen), sit in situs, a, um, gelegen, und situs, us,

die Lage, das Abverbium sat-is (halt, genug), das deutsche setzen, sitzen, Sitt-e, Satzung, Sattel, Sedel, siedeln.

V. Der Typus s-p-u.

Der Typus s-p-u erscheint wurzelhaft im lat. spu-o (ich werfe den Speichel aus).

spu versinnlicht kraft seiner Elemente ein dumpftöniges scharfes Geräusch, mit labialer Artikulation, speziell (wie bei der Handlung des Spuckens) mit explosiver Tendenz. Der Vorgang des Spuckens ist mittelst spu theils onomatopoetisch, theils mimisch gemalt. spu ist ein Ahmlant für das Ohr dem Sibilanten nach, ein Ahmlant für Ohr und Auge dem Labial nach. — Für die genannte Erscheinung läßt sich indessen eine noch vollkommene Bildung aus dem Griechischen anführen. Beim Spucken nämlich, wenn es mit Schärfe und Präcision erfolgt, kann jeder bemerken, daß zwischen die zusammengedrückten Lippen die Zunge tritt und sich zum Zwecke der Abschleuderung hebeförmig stemmt, als wollte sie den Dental erzeugen. Das Spucken nun, insofern es labial dentaloid ist, hat der griechische Sprachgeist trefflich gemalt durch den Typus p-t-ü (pracs. ptü-o). Vom künstlerischen Standpunkte geurtheilt ist das gr. ptü werthvoller (weil detaillirter) als das lat. spu, und verhält sich ersteres zum letzteren, wie ein geschicktes und fertiges zu einem unbehülflichen und kindischen Spucken.

Die Motive des Spuckens können aber verschiedenartig sein.

1. Das natürliche Bedürfniß nach Absonderung des Speichels als einer störenden und widerwärtigen Flüssigkeit. Aus diesem ersten Sinne entwickelt sich leicht der allgemeinere, die Idee des Säubrens und Reinigens überhaupt durch Aussonderung und Entfernung all des Eckelhaften, Lästigen, Unnützhigen.

2. Die Absticht beim Spucken kann ferner sein eckelige Erregung, Widerwille, Verachtung, Hohn.

3. Endlich ist das Spucken und Sputtern die Folge heftiger materieller Anstrengung unserer Kräfte bei rohen Verrichtungen.

Bezüglich Nr. 1 erscheint das lat. *spū* als einfaches *pu* in der Bedeutung: „reinigen, sauber machen“ im part. adj. *pu-tus*, dann in *put-are*, welches erstlich „säubern“, an zweiter Stelle (Hörsen vergeistigt) „ins Reine bringen“ heißt. — Bezüglich Nr. 2 mache ich auf die kühne Verwerfung von *ptūo* in einer Stelle der Sophokleischen *Antigone* aufmerksam, wo es heißt *ptūsas prosopo* (nachdem er gleichsam spüend seinen Abscheu in der Miene ausdrückt). Vgl. auch das deutsche *spotten*, *Spott*. — Bezüglich Nr. 3 ist es sehr leicht möglich, daß das gr. *spūd* (als *spūdo*, *spudazo*, im Eifer sein) zunächst sich auf den Vorgang des Spüdens bezogen hat. — Im gr. *pū-os* haben wir den Auswurf, den Spud als Symbol alles Ekelhaften, wie des Geifers, des Eifers. In *spod-os* (Afsche) wohl ebenfalls ursprünglich das Ausgespudete und Ausgesonderte überhaupt. Ein naher Verwandter des Sprachbildes *s-pu*, *pu* ist der deutsche Empfindungslaut *pfui!* und der griechische *phou!*

VI. Der Typus *s-m-i*.

Dieser Typus ist, was seinen optischen Sinn betrifft, eine der anschaulichsten und lieblichsten Bildungen des Sprachgeistes. *s-m-i* heißt im Sanskrit: lächeln.

Das Lachen als ein Continuum von Lautstößen aus vollem Halse ist durchaus eine gutturale Erscheinung, ihr begleitendes Phänomen der weitgeöffnete Mund. Sprachlich wird diese Gattung verfinstlicht durch *Onomatopoeitika* wie das deutsche kichern, das lateinische *cachinnare*, das griechische *kachazo* und durch den Empfindungslaut *ha-ha*, *hi-hi*. Sehr verschieden davon ist die andere Gattung, die wir mit dem Deminutivum „lächeln“ bezeichnen.

Fassen wir das Lächeln in seiner feinsten Spezies, nämlich als stumme Gebärde, wie hätten wir es dann wohl sprachlich zu malen?

Wenn wir uns vergegenwärtigen, wie dieses Lächeln darin besteht, daß wir die Lippen milde aneinanderschniegen, die Mundwinkel heiter emporziehen, kurz in der ganzen Miene eine freundliche Helle ausstrahlen, so wird uns die sprachliche Fixierung leicht. Zur Kennzeichnung des Lächelns

als einer sanften labialen Erscheinung ist der gelindeste unter den Lippenlauten, das *m*, geboten. Um aber diese Erscheinung als eine entschieden helle und heitere zu charakterisieren, bedürfen wir den vokalischen Lichtton, das *i*. So gewinnen wir als Grundform, die das Lächeln nach der optischen Seite genügend bestimmt, *m-i*.

In der indischen *Mz.* *s-m-i* ist auch noch ein akustisches Element enthalten, der Sibilant; woraus folgt, daß alsdann das Phänomen des Lächelns successive in zwei Stadien veranschaulicht ist. Wenn wir nämlich den *Misus* zum Lächeln machen, ohne den Mund total zu verschließen, und zugleich wie beim gutturalen Lachen uns erschüttern, ohne jedoch die Schallmasse aus der Kehle hervorzubringen, so erzeugt der Athem vorn ein fein zischelndes Geräusch.

s-m-i malt uns also 1. das Lächeln als ein feines Säufeln bei noch etwas geöffnetem Munde 2. den darauf ersolgenden milden Verschluß, mit der lichten Gebärde. Vgl. auch das mittelhochd. *s-m-i-en* (lächeln).

Sobald wir den Typus *mi* aus der Situation herausreißen und ihn beziehungslos machen, sinkt er zu einem Laut herab, den man ganz einfach als labiale Artikulation, die im hellen *i* explodiert, bezeichnen müßte. Wir befinden uns dann wieder auf der Stufe der rauhen Natürlichkeit, auf dem eben Boden des Elementaren, wo kein Menschenantlig noch entgegenleuchtet, wo Zweck, Bewußtsein, Sitte noch im tiefen Schlummer begraben liegt.

Onomatopoeitisch ist *mi* verwendet im trivialen *mi-auen*. Ethische Färbung gewinnt *mi* wiederum als süßer, von der Lächelmiene begleiteter Lockruf, den man an die Kage richtet.

Ein Antipode des *mi* wäre die Lautform *mu*. Beziehen wir sie auf das menschliche Gesicht, so haben wir wieder eine labiale Gebärde des verschlossenen Mundes, aber mit finsterner Färbung; wonach *mu* ein Symbol des Unwillens wäre, der trift, würrisch, streng, verächtlich sich gebahrt.

Man vergl. nun das gr. *mūm* (tabeln) in *a-mūm-on* (tabellos), ferner den Stamm *mom* in *mosmos* (Tabel), *amosmos* (tabellos). — Entfernen wir *mu* aus der Sphäre der bestimmten Situation, so wird es zu einem Laute, der dem anatomischen Terminus verfällt.

Onomatopoeisch ist *mu* ohne Zweifel verwendet worden als Bezeichnung für das Gebrüll der Kinder im lat. *mugio* im gr. *mūkaomai*. Es sei jedoch bemerkt, daß das Gebrüll des Kindes keineswegs gerade durch *mu* braucht nachgeahmt zu werden. Nur wenn das Kind den dumpfen Brustton bei schwach geöffnetem Munde von sich gibt, trifft das Lautbild *mu* einigermaßen die Sache. Wenn hingegen das Kind hoch aufbrüllt, so kommt der volle Rektion mehr zur Geltung und dann ist ein Lautbild *ga, go* bezeichnender.

Betrachten wir schließlich den Typus *s-mi* im onomatopoeischen Sinn, so würde er ein ins Helle gehendes, säuselndes Geräusch veranschaulichen, das durch sanfte Reibung, Zerreibung, zartes Streicheln einer Sache entstände. In diesem Falle jedoch ist das *m* von seinem ursprünglichen Sitze, den Lippen, bereits übertragen auf die Nasenwelt.

VII. Das Adverbium der Negation.

In einer Menge von Sprachen bildet der Nasal mit konstanter Beharrlichkeit den charakteristischen Typus für die Negation.

Betrachten wir jedoch zunächst den Nasal auf der tiefsten Stufe, möglichst situationslos, rein nach seiner akustischen Wirkung. — Nun haben wir die Thatsache zu verzeichnen, daß es das nasale *n* und das labiale *m* ist, welches regressiv vokalisiert mit einem ebenso intensiven als vollen Schall in unser Trommelfell einschlägt, wie Metall, wie Donner. — Und zwar der Lippenlaut vor seinegleichen, der Nasal vor Rehl- oder Zahnlauten. Ein Beispiel. Welche Klangsteigerung erfolgt, wenn ich ein *tig* verwandle in *ting*, ein *cuh* in *cumb*. — Einzig das *L* hätte, regressiv vokalisiert, noch das Zeug, sich in einen Klangwettbewerb mit *n* und *m* einzulassen. Aber es ist, wenigleich lauterer und melodischer, bei Weitem nicht so mächtig und eindringlich. Es fehlt ihm die Wucht und Ponderosität des *m* und *n*. *m* und *n*, retrograd vokalisiert, sind für ein Wort das, was der Resonanzboden für die gespannten Saiten ist, wenn sie gestrichen werden.

Die Thatsache nun von dem eigenthümlichen musikalischen Werthe des *m* und *n* (bei retrograder

Vokalisierung) möchte ich zu folgender Conjectur verwerthen. Der griechische, lateinische, indische Sprachgeist wendet nämlich nicht so selten, um die Präsensform gegenüber der Aoristform zu markiren, unter anderem auch folgendes Mittel an, er schiebt in den schlichten und hageren Aoriststamm ein *n*, vor Lippenlauten ein *m* ein, und es figurirt in Folge dessen der Aoriststamm als Präsensstamm. Wenn wir nun beherrigen wie Alles, was sich in nächster Nähe von uns befindet, anwesender und gegenwärtiger ist, als ein fernabliegendes, und mit größerer Gewalt und Wirkungskraft auf unser Gesicht, Gehör, kurz auf alle Sinne eindringt, so muß es sehr natürlich erscheinen, wenn der Sprachgeist bei der absoluten Vergangenheit schwächere Formen gebrauchte, bei der gegenwärtigen Zeit aber diese kryptogamischen Formen verschiedenartig steigerte; unter anderem auch durch jene Halbvokale, die auf den die Sprachgestalt empfangenden Sinn am mächtigsten und donnerndsten einwirken.

Aus derselben Idee scheint der Gebrauch des *n* in der dritten Person Plural beim Verbum im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen (ursprünglich auch im Deutschen) sich her zu datiren. Vgl. z. B. im Sanskrit die 3. pers. Einzahl *tanv-a-ti* und die 3. pers. Mehrzahl *tanv-a-nti*, vgl. im Griechischen 3. pers. sing. pass. *leg-e-tai* und 3. pers. plur. pass. *leg-o-ntai*, vgl. im Lateinischen *ama-t* und *ama-nt*, *ama-tur* und *ama-ntur*. Das stichtönige *at* aber gegenüber dem volltönigen *ant* verhält sich wie eine hagere und dünne Monade zu einer Vielheit, die in ein gewaltiges Gesamtsobjekt zusammenschleßt, und sich als große imponirende Massemoneade darstellt, sei es akustisch, sei es optisch.

Nach demselben Gesetze scheint der Nasal im part. act. der sanskr., der griech., der lat. Sprache zu wirken. — Das consonantische Merkmal des participialen Modus vorzüglich im passiven, medialen, intransitiven Sinne ist bei den Indogermanen das *t* geworden, freilich, was beachtenswerth, mit progressiver Vokalisation als *ta* (im Sanskrit) als *to* (im Griechischen) als *tu* (im Lateinischen).

Zur Paralyse nun des *in ta, to, tu* einmal hinetzgelegten medial-passiven Wesens ist erstens der Schlußvokal entfernt, zweitens, um das aktiv Wirkame und Energische gegenüber dem zuständlich haftenden und lebenden Wesen

grell zu versümmlichen, das vollklingende n angewendet worden. Vgl. das indische tud-a-nt, das griechische leg-o-nt, das lateinische mon-e-nt, das deutsche schreib-e-nd.

Der Nasal läßt sich onomatopoeisch sehr gut verwenden, um einen kräftigen Schalleffekt zu versümmlichen. Er ist thatsächlich so gebraucht worden z. B. im lat. ton-are, son-are, tinn-ire, im Griechischen das m in bomb-oo. — Das n malt uns ferner das Geräusch und Gestöhn, insofern es nasal sich äußert. Vielleicht gehört hieher das griech. an-ios und das Subst. an-ia. Vgl. den Bebruch ania! ania! in den Persern des Hesychius. — Das n zeichnet uns ferner das Athmungsgeräusch, das bei geschlossenem Munde durch die Nase streicht, und kann dann ein Symbol auch der äußern pneumatischen Bewegung werden.

Daß der Nasal nicht so aus sich zum Geiste, der verneint, erwuchs, ist klar. Man wird nicht so schlechthin aus sich selbst arg, aber am rechten Ort und im rechten Moment wird man es leicht. Ein tu bedeutet nur dann schauen, ein pi nur dann trinken, ein smi nur dann lächeln, ein em nur dann laufen, wenn man sie in gehörige Beziehung zu sehen weiß, sonst nimmermehr. Wenn der Nasal unter anderem auch negativ wurde, so wären eben jene eigenthümlichen Situationen und Stimmungen ausfindig zu machen, in deren Beeinflussender Sphäre er aus seiner Indifferenz heraustrat und ein solches Gesicht annahm. Derartige Situationen und Stimmungen wollen wir nun etliche verzeichnen.

1. Näselerde und schnarrende Aeußerungen haben für uns etwas Widerwärtiges, Unlebensames, Abstoßendes. — 2. Sind wir trübseitig und mürrisch gestimmt, zum Grübeln und Nergeln im Geiste hingezogen, so halten wir den Mund verschlossen, der freie gutturale Athem stockt, indem er gezwungen ist, durch die Nase zu saugen. — 3. Wenn ein widriger Stoff in den Wahrnehmungskreis unseres Geruchsvorgans tritt, so protestiren wir gegen den Eindruck und weisen ihn mißmuthig zurück, indem wir den Athem heftig durch die Nase jagen. — 4. Gibt es eine Reihe nasalere Empfindungslaute, die wir bei geschlossener Lippen geräuschhaftig von uns geben, und die bald fragend und forschend, bald achsel-

zuckend, zweifelnd, Bedenken erregend, bald ärgerlich, unmuthig, verwerfend sind.

In diesen und ähnlichen Sphären konnte der Nasal sich mit einer Eigenschaft wappnen, die entweder durchaus negativ ist, oder wenigstens weit mehr nach dem Negativen als nach dem Positiven hin gravitirt.

VII. Der Nothruf ach! und die Typen ach, ag, ak.

Dr. Jäger bringt die Wzl. ak in unmittelbare Verbindung mit der Interjektion ach! indem er spricht: „Der Verfasser der Artikel über den Ursprung der Thiernamen sagt, es gebe eine weitverbreitete Wzl. ak durch sämtliche arische Mundarten, deren verschiedene Einzelbedeutungen sich alle auf die Begriffe spit, scharf und schnell zurückführen lassen. Ist es etwa unnatürlich die Wzl. ak auf den Empfindungslaut des Schmerzes zurückzuführen und anzunehmen, daß dieser Empfindungslaut zur Bezeichnung all der Dinge und Eigenschaften die Wurzel abgab, die den Menschen den Schmerzenslaut ach! entlocken?“

Wir sagen: es ist dies weder unnatürlich, noch lächerlich und unwürdig.

Was aber Dr. Jäger ebenso richtig als flüchtig getastet hat, das wollen wir nunmehr auf wissenschaftlicherem Wege zu klarer Anschauung bringen.

Es lassen sich eine Reihe von Situationen namhaft machen, in denen das Geräusch der Noth, das aus einer tiefliegenden, aber intensiven gutturalen Artikulation bald heller bald dunkler explodirt, ein getreuer Wiederhall, ein conformes Lautbild des entsprechenden physisch-psychischen Zustandes ist. Ein spezieller Typus dafür die Interjektion a-oh!

Wir zählen etliche derartige Situationen auf.

1. Ist es uns schwer um die Seele, fühlen wir uns innerlich bedrängt und bekümmert, so pflanzt sich dieser psychische Druck gleich auf den Körper fort, wir sind durchaus in der Lage, einen Nothruf abzustößten, dessen sprachliches Symbol ach ist.

2. Bei Kranken, die an einem schweren wichtigen Lei-

den darniederliegen, wiederholt sich dieses Geräusch in allen möglichen Variationen.

3. Bei Leuten, die eine lastende Bürde auf ihrem Nacken tragen, erfolgt gleichfalls unwillkürlich jener Laut der Bedrängtheit und Beklommenheit.

In allen diesen Situationen ist das stetig Wiederkehrende einerseits das Gefühl der starken Verengung und Beklommenheit, der Beschwerde, des Druckes, der Last; andererseits aber ebenso notwendig das Phänomen des mehr oder weniger klaffenden Mundes.

Sehen wir zuvörderst nach, ob der Nothruf auch vom Sprachgeiste tatsächlich in gewissen Individualformen verwendet worden ist. Wir können es bejahen, der Sprachgeist verwendete die Exclamation auch und zwar hier und da schon mit dem Nebenbegriff der Gedrücktheit, der Beschwerde, der Widerwärtigkeit.

So das deutsche Wort ächzen, direkt aus auch gebildet. Vgl. das griechische ai-azo vom Jammerruf ai! das griech. alalazo vom Schlachtruf alala! Weitere unmittelbare Sprosslinge aus der Interjektion auch sind das gr. Subst. ach-os, das Verbum ach-nūmai. In reduplicirter Form die Bildung ak-ach (aor. ak-ach-onto, part. ak-ach-omenos). Ferner das Aktivum ak-ach-izo. Alsdann mittelst th intensivum das Substantivum ach-th-os, das Verbum ach-thomai.

Wie nun der Typus auch fähig wird, das Spitzige und Schneidige zu veranschaulichen, erklärt sich leicht und ungezwungen aus der Idee der Verengung und Beklommenheit. Verengung und Beklommenheit enthält in sich notwendig die Gebrochenheit, Geschnittenheit, den Einbug, die Ecke. Daran schließt sich unmittelbar der Begriff des Spitzigen, Schneidigen, Scharfen. Was aber Schärfe oder wie wir zu sagen pflegen Schneid' hat, thut sich meist auch durch Entschiedenheit, Rüstigkeit, Energie, Schnelle hervor. So verknüpft Platon, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, im Charmides das ok-sū (was Schärfe und Schneide besitzt) mit dem tachū (was schnell und stink).

Betrachten wir jetzt den Typus ak als solchen, und untersuchen wir, in wie fern er seinem consonantischen Ele-

mente nach berufen ist, das Spitzige und Scharfe zur Vorstellung zu bringen.

1. Appell an das Empfindungsvermögen.

a) Urtheil des Gehörorgans. Wirft man die Frage auf, welcher von den drei Verschlusslauten, regressiv vokalisiert als a-p, als a-t, als a-k am spitziesten, schneidigsten und schärfsten auf unsern Gehörnerv eindringt, so entscheiden wir uns ohne langes Bedenken für k, und nicht für t und nicht für p.

b) Urtheil des Tastsinnes. Stellt man wiederum die Frage, durch welches von den drei genannten Lautbildern ap, at, ak das Stechende, scharf Einschneidende seiner sensitiven Wirkung nach, als schmerzliche Erregung, wiewohl schlicht, doch treffend markirt werden könnte, so geben wir mit aller Bestimmtheit und Sicherheit dem Typus ak unser Votum. Das p ist zu schwellend, das t zu breit und gedehnt.

2. Wenn schon nach dem Kriterium der tieferen Wahrnehmungorgane die Form ak uns gemahnt an etwas Spitziges, Schneidiges, das hart und stählern, so wollen wir nunmehr das hörbare und fühlbare Wesen dieses Lauttypus in ein sichtbareres und anschaulicheres umwandeln.

Wir haben früher den Satz aufgestellt, daß durch den Rehlaut die Erscheinung des Klaffens fixirt werden müsse, und zwar mit Recht. Hiemit aber betrachteten wir die Sache nur nach Einer Seite und versparten die Bemerkung, daß im Phänomen des Klaffens notwendig eine forma anceps liegt, bis auf jetzt. Das Phänomen des Klaffens findet ein vollkommen getreues und ebenbürtiges Symbol auf dem Gebiete der Mathematik; es ist das planimetrische Bild des Winkels. Die Form des Winkels aber enthält den Doppelsinn. Einerseits nämlich und zwar nach Außen hin erfolgt die Divergenz, andererseits aber und zwar nach Innen zu die Convergenz. Dort Weitung, hier Zuspißung. — Und so verzeichnen wir denn mit Genügen, daß bei einer Reihe von physiologischen Phänomenen gutturalen Charakters, namentlich aber logischen Naturlaut erscheint, nach rückwärts Verengung und Einklammung, nach vorn das Diapasma des Mundes sich geltend macht.

Der Rehlaut ist also ein sprachliches Merkmal für das Klaffen, insofern es nach der einen Seite sich aufthut und

wettet, nach der andern sich ins Enge, Spitze, Keilartige zusammendrängt. ak sowohl wie ka ist ein Gleichniß für die Sperrung in der Auseinandersperrung, jedoch führt uns ak mehr aus dem Weiten ins Spitzige hinein, ka mehr aus dem Spitzigen ins Weite hinaus. Jenes erinnert uns mehr an die Convergenz, dieses an die Divergenz. Die Ursache aber ist: bei ak werden wir in den Artikulationsmoment versetzt und er schürzt sich der Knoten, bei ka hingegen aus demselben entfernt und es löst sich der Knoten.

Endlich haben wir schon früher darauf hingewiesen, wie ganz anders sich der Zungenmuskel als Vorderzunge bei Bildung des Dentals und als Hinterzunge bei Bildung des Gutturals bentimmt. Wenn die Zunge den Gutturals Maximum d. h. mit vollem Verschlusse erzeugt, so spannt sie sich nicht in freier Abzielung nach aufwärts, sondern drängt sich krampfhaft zusammen und bäumt sich empor, so daß sie hügelig, helmartig gipfelt. Auch in diesem Artikulationsereigniß liegt schon das Bild eines Körpers, dessen stereometrisches Symbol der konische Typus ist.

Wir verzeichnen jetzt einige sprachliche Individualitäten, wo k als ak zur Veranschaulichung des Spitzigen, Schneidigen, Scharfen dient. So im lat. ac-ies (Schärfe, Schneide sei es der Waffe, sei es des Auges, sei es der Denkkraft), ac-uo (spitzen, schärfen, stechen), ac-us (Nadel), ac-ulus (Stachel), ac-umon (Gestirnschärfe), ac-or (scharfe Säure), ac-etum (Essig), ac-or (scharf). Im griech. ak-mo, ak-ros, ak-ontion. Im sanskr. ak-san (Augen). Anders vokalisiert im griech. ok-sis, im lat. oc-ulus (vgl. auch ac-tutum, augenblicklich), im deutschen Wolke (im Mittelst. noch in der Bedeutung: Spitze, Schneide irgend einer Waffe).

Eine gesteigerte Form von ach, ag, ak ist anoh, ang, ank. Ueber die Grundform sind wir im Klaren. Ob aber das n in anoh, ang, ank ein Präfix an ist, oder ein die Sache feiner-malendes Emblem, das lassen wir völlig in suspenso. Jedenfalls aber ist der Umstand zu beachten, daß sich ins Nachzen oft sehr stark das nasale Gestöhn einmischt. In diesem Sinne würde zunächst das anoh (als detaillirteres ach) die onomatopoetische Urprägung vorstellen.

Mit den Lauttypen anoh, ang, ank werden ganz dieselben Ideen verbunden, wie mit ihren primitivern Schwe-

stertypen, die Begriffe der Dehnung und Bedrängung, der drückenden, athembemühenden Last, damit optisch der Begriff des Eckigen, winkeltig Eingebogenen. — Man vgl. das griech. anch-o (würgen), ank-os (Einbug), ank-ura (Anker), adj. ank-ulos (gebogen, hakig), das ank in an-ank-azo, fernet die Wzl. onk, subst. onk-os, die Adv. anch-i und eng-üs. Im Lateinischen: ang-ustus, aneus, ang-ulus, ang-ere, un-üs, ung-uis, ung-ula. Im Deutschen Angst, Engo, eng. Im Sanskrit ang-u, anga (Zuge an den Gliedmassen zum Zwecke des Einbuchs, damit die Gliedmasse selbst).

IX. Der Typus k-r (g-r, ch-r), vokalisiert z. B. kr-a.

Wir wollen den Typus kr-a zunächst vom akustischen Standpunkte aus und zwar als Onomatopoetikon betrachten. Es fragt sich, auf welche Lauterscheinungen läßt sich wohl dieser Typus anwenden? Kra kann als Akzent für das Ohr in doppelter Hinsicht zur Geltung kommen, nämlich 1. als Bezeichnung von gewissen Lautphänomenen innerhalb eines Sprachorgans, 2. als Bezeichnung von gewissen Lautphänomenen außerhalb eines Sprachorgans.

1. Der Typus kra, von Seite des menschlichen oder thierischen Sprachorgans betrachtet, ist ein scharfer, gutturaler Laut, der roh und wirr auf unsern Gehörssinn eindringt. — Nun gibt es thierische Aeußerungen in der Natur, für die ein kra, gra, chra ein durchaus treffendes Sprachmerkmal ist. Es sind dies nämlich jene scharfen, rauhen und verworrenen Rehtöne, die der Raube und gewisse andere unheimliche Raubvögel von sich abzustößen pflegen. — Nächstdem läßt sich der genannte Typus auf eine Reihe schneidender und zerschneidender Aeußerungen, die aus jedweder Kehle herrühren, ziemlich übereinstimmend beziehen. — Ich verzeichne etliche Bildungen, in denen die consonantische Form kr (gr, chr), bald heller, bald dunkler vokalisiert ist. Aus dem Deutschen: krächzen, kreischen, krähen (subst. Krähe), schreien, mittell. kradom. Aus dem Griechischen: kräzo. Vgl. auch das ital. gridare, grido.

2. Der Typus kra ist ferner als bezeichnendes onomatopoetisches Symbol anwendbar auf eine hübsche Menge ver-

wandter Geräusche in der Außenwelt, die nicht mehr von einem lebendigen Sprachwerkzeuge gebildet sind, aber auf Medien zurückdenken, wo ein Scharfes und Schneidiges durch Fortbewegung auf einer mehr oder weniger rauhen, Widerstand leistenden Basis jenen eigenthümlichen Ton erzeugt. — Hieher gehören Bildungen, wie das deutsche krauen, kratzen, kritzeln, das lateinische s-erutari, s-cribere.

Es hat sich aber der Typus kra sammt seinen verwischerten Formen nicht bloß onomatopoetisch entwickelt, sondern auch als mimischer Laut für Erscheinungen, die der Kompetenz des Tastsinnes, des Geruchs- und Geschmacksinnes, endlich auch der Sehkraft unterliegen, kurz in einer Menge von Bildungen, wo wir nichts weniger als an das entsprechende Geräusch denken. Aber gleichwohl wird dem, der gespannt und aufmerksam hinzuhört, das ursprüngliche Wesen, der urzeitliche Sinn dieser Bildungen in vielen Fällen keineswegs entgehen. Bald laut rufend, bald leise raunend mahnt uns der Grundton, zupft uns das Elementare.

Wir sind überzeugt und haben es auch mehrfach angedeutet, daß der Mensch wohl in den allermeisten Fällen zunächst vom Akustischen ausging. Aber er hatte nicht bloß Ohren, um zu hören, sondern auch Augen, um zu sehen. Er schuf für gewisse eindringliche Lautphänomene analoge Sprachbilder. Wenn er nun bemerkte, daß mit einer Reihe verwandter und onomatopoetisch bereits fixirter Lauterscheinungen stetig eine Reihe gleichfalls sich ähnelnder Formerscheinungen Hand in Hand ging, so übertrug er in der ganz richtigen Voraussetzung, daß dieser Parallellismus aus einer tiefen gemeinsamen Endursache entspringe, den gewonnenen Lauttypus aus dem Akustischen ins Optische. Und das ist die Ursache, warum die Schöpfungen des Sprachgeistes überhaupt, namentlich aber seine Elementarschöpfungen auch dort, wo schon der höhere Sinn waltet, an einer wissenschaftlichen Behandlung nicht zu Schanden werden und umgekehrt die wissenschaftliche Behandlung nicht an ihnen. Enorm ist zwar die Region des verhältnißmäßig Zufälligen in der Menschensprache, aber dafür herrscht auch in den die Individualformen besetzenden Urprodukten eine Kraft, eine innere Wahrheit, eine Konsequenz und Nothwendigkeit, die an die ewige, unzerstörbare Natur erinnert.

Für den Umstand aber, daß der Mensch Sprachbilder, die zunächst onomatopoetische Tendenz hatten, auf analoge optische Formen übertrug und das Lautliche unterdessen oft völlig vergaß, will ich ein eklatantes Beispiel anführen. Es ist zwar nur mundartlich, aber durchaus bezeichnend. In einigen Gegenden nämlich wird das Verbun schreiben doppelt gebraucht. Je nachdem der Fall beschaffen ist, heißt es bald „einen wilden, ohrzerreisenden Lärm von sich geben,“ bald wiederum „weinen, Thränen vergießen.“ Und zwar denkt man im letztern Falle durchaus nicht mehr an gelle und grelle Sammertöne, überhaupt an gar kein Geräusch, sondern entwickelt sich in der Vorstellung das Bild eines Gesichtes, aus dessen Augen die Thränen herabfließen und einer Miene, die stark erregt und verzerrt ist. — Nun aber war schon der akustische Sinn der dem Verbun schreiben zu Grunde liegenden Keinform (s-kri) von solcher Beschaffenheit, daß zu dem ohrzerreisenden und ohrzerhackenden Wesen dieses Typus skri das Schrilte, Verschrobene und Verzwickte der aus der Leidenschaftslosigkeit herausgetretenen Gesichtszüge vollkommen stimmt. — Ein Mensch, von dem wir sagen: er schreit, sei es nun aus Ingrimm und Jorn, sei es in Folge eines wüthenden Schmerzes und einer Marter, muß die wilde Disharmonie allseitig zum Ausdruck bringen, das Uebermächtige der Empfindung inficirt jede Faser seines physischen Wesens.

Ähnlich verhält es sich mit der im Verbun greinon liegenden Grundform gri-n. Sie bezeichnet zunächst ein wildes Schreien, das jedoch auch von der widerlichen Verzerrtheit des Gesichtes begleitet ist. Im Verbun grin-s-on ist der akustische Gedanke dem optischen bereits völlig gewichen.

So ließen sich überhaupt eine Reihe von Fällen namhaft machen, wo der Mensch mit gutem Grunde den Typus k-r, g-r oh-r aus dem Gebiete des Lautlichen in das der Anschaulichkeit versetzte.

Wir könnten uns ferner an der Hand einer kräftigen und präcisen Artikulirung der Combination kr, gr, chr vom Hörbaren zunächst zum Fühlbaren und endlich zum Sichtbaren emporstufen und uns so verschiedene oft seltsame Bildungen des genannten Typus einigermaßen begründet machen. Meiden wir jedoch den schlüpfrigen und unästhetischen Vo-

den des Ahnens und Wähnens, auf daß wir nicht bloß lauschend und nachempfindend sehen und in einem matten Dämmerlichte, in deutlicher Bildern. — Schwer ist, von Organen der tieferen Ordnung zum höchsten Organe, dem der Anschauung, sich emporzuschwingen, leicht hingegen, von dem einmal gewonnenen obersten Standpunkte zum tieferen herabzusteigen. Und so wollen wir denn die optische Natur der Combination kr feststellen, und mit Entfernung aller Bewegung und alles Geräusches ein stummes, ruhig beharrendes Gemälde dieser sprachlichen Combination entwerfen.

a) Die Bedeutung des Kehllantes nach der sichtbaren Seite kennen wir bereits, sein Symbol der Winkel, der die Idee des Spigen einerseits, des Weiten anderseits in sich einschließt.

b) Es erübrigt demnach, das eigenthümliche Wesen des r im optischen Sinne zu fixiren.

Alle Geräusche, die das menschliche Sprachorgan hervorbringt, und die man Halbvoale zu nennen pflegt, besitzen im Gegensatz zu jenen Lautindividualitäten, welche auf der vollen Artikulation beruhen, die Fähigkeit, perpetuirlich, massenhaft, pluralisch zu wirken. Aber dieses massenhafte und pluralische Geräusch ist ein Unisonum bei allen den Halbvoakalen, einen einzigen ausgenommen. Dieser Eine aber, wo im fortlaufenden Continuum die stetige Säsur, der gliedernde Takt herrscht, ist der Halbvoal R , sowohl wenn er guttural, als namentlich wenn er dental erzeugt wird. — Alle Halbvoale können uns das Pluralische versinnbilden, und zwar jeder nach seiner individuellen Beschaffenheit ein eigenthümlich Pluralisches, das jedoch immer nur als große Monas auf uns eindringt. Unter ihnen ist es wieder das n , das am mächtigsten und gewaltigsten die pluralische Einheit darstellt. Der einzige Zitterlaut R besitzt die Anlage, uns ein Symbol des Pluralischen zu werden, wo in dem Massencontinuum auch stetig die massenbildenden Einheiten als solche sich hervor thun. — R ist das Gleichniß einer Summe, wo die das Ganze erzeugenden Abenden jedweder in seiner Kraft personell wirkt. R ist das Gleichniß eines Productes, wo die schöpferischen Faktoren, indem sich das Totum sammelt,

zugleich einzeln fort und fort ihre individuelle Kraft und Selbstständigkeit behaupten.

So wäre denn die geräuschlose Gestalt des Vibrationslautes R gezeichnet, und wir kommen wieder auf die Verbindung kr zurück. Was besagt also im Sinne der Anschauung die Combination kr ? Antwort: kr ist das sprachliche Gleichniß für jene sichtbaren Erscheinungen, wo das Substantivische im Spigen, das zugleich klast, wurzelt, das Adjektivische aber die Vielheit dessen ist und zwar eine solche, daß aus dem großen Continuum auch alle die Componenten desselben einzeln wirksam hervortreten.

Demgemäß ließen sich folgende geometrische Symbole für den genannten Sprachtypus aufstellen:

1. Am flüchtigsten und hingeworfensten eine punktuelle Vielheit mit stetigen Intervallen, als wimmelnde Reihe (nach Einer Dimension), als wimmelnde Fläche (nach mehreren Dimensionen).

2. Schäfer und entwickelter eine Anzahl von Formen, wo immer der Doppelsinn des Winkels multiplikativ wiederkehrt. — So eine Masse von Radien, die strahlenförmig aus einem Knotenpunkte hervorstehen und einen Gesamteffekt erzeugen, dessen Wirkung auf dem Wechselverhältnisse zwischen Sperrung und Auseinandersperrung beruht. — Sodann ein weiteres Symbol die vieleckig gebrochene Linie, wo Zacke auf Zacke folgt und Weitung auf Weitung. Ihr Maximum, freilich nur annäherungsweise, die curvenartige und hystoide Gestalt. — Ferner eine solche lineare Verschränkung, daß unaußhörlich mit der Analysis die Synthesis, mit dem Durchbruch die Fällung, mit der Entfaltung die Verengung abwechseln.

Bearnschaunlichen wir jetzt den Typus kr durch Bilder aus dem Leben. Als Symbole desselben können gelten:

1. Ein massenhaftes Gewühl, wo Spitze an Spitze, Gipfel an Gipfel, Kopf an Kopf, Leib an Leib sich drängt, und so ein Totum erzeugt, aus dem die einzelnen Monaden alle sinnbestrickend und sinnverwirrend hervorstehen.

2. Die Form des Siebes, des Neges, des Honigwagens, wo continuirlich die Systole und Diastole erfolgt.

3. Formen, wo die Ecce mit dem winkelförmigen Einschnitt immerwährend abwechseln. 3. B. ein Gebirgszug, wo Bergfegeln an Bergfegeln stößt; ein gezähntes Rad; eine Säge.

4. Formen, wo das Nadelige, Stachelige, Gefräubte bunt und massenhaft auftritt — z. B. an Bäumen und Pflanzen, am Haare, an den Gräten der Fische.

5. Polygonale Gestalt. Z. B. die Hand, insofern sie kragend, scharrend, kräuelnd, kigeln die Finger zusammenzieht, so daß eine vielfache Bewegung entsteht und jene grauenhafte, schändererweckende Gebärde. — In zweiter Linie das Gebogene. Z. B. die stark gekrümmten Hackenschnäbel und Krallen der Raubvögel.

Das nunmehr gewonnene optische Bild des Typus k-r läßt sich leicht den Stimmen der tieferen Ordnung appliciren. So dem Gehörorgan. Nur haben wir in diesem Falle aus der Ruhe der Anschauung herauszutreten und müssen alles wieder in thatkräftige Bewegung und Geräusch verwandeln. — k-r vom Optischen auf das Akustische übertragen bezeichnet ein bestimmtes Geräusch, dessen Ursache etwas Spitzes und Scharfes ist, das mit einem widerstandsfähigen Objekt in Conflict geräth, sich pluralisch setzt in der Weise, daß im kontinuierlichen Fortschritt auch die kontinuierliche Hemmung stattfindet. — Für das Spitze hingegen, insofern es bloß einmalig punktuell wirkt, wäre kr ein zu viel sagendes Symbol, treffend aber ein einfaches k (als ak). — Die aus der Quelle der Anschauung so eben hergeleitete Charakteristik des onomatopoeischen k-r könnten wir mit einer hübschen Anzahl praktischer Beispiele beleuchten. Ich erinnere mir an das dumpfe rohe Geschrei, welches der scharfe Fingernagel an einem widerstandleistenden Objecte durch die Handlung des Kragens erzeugt; ferner an die schrillen, zerreißenen Töne der gezackten Säge.

Betrachten wir schließlich noch einige Wurzelformen, die auf der Combination des Rehlautes mit dem Zitterlaute beruhen.

1. Das Kragen und Scharren wird, wenn das Motiv hinzukommt, zum Wühlen um zu finden, also zum Suchen, Untersuchen, Nachspüren, Forschen, Fragen. Vgl. das lat. scrutari. Daß aber die ursprüngliche Bedeutung vom Typus s krat die des Kragens und Scharrens war, erkennt man noch am pl. tant. scruta.

2. Das Kragen und Scharren ist stets auch ein Zerreißen, Scheiden, Trennen, Sichten, dessen Folge einerseits der

Einschnitt, die Grube, die Söhlung ist, andererseits ein Concretum als Auswurf, Abfall, Mulm. — Man vgl. die lat. Wzl. cri, cre, cer. — cri im subst. cri-brum (Werkzeug um zu sondern, zu sichten, das Sieb). cer im subst. co-rebrum (Organ, um zu scheiden und zu klären, das Hirn). — Ist einmal die Bedeutung des Scheidens und Sonderns gewonnen, so braucht sie bloß auf das äußere Auge übertragen zu werden und sie verwandelt sich ins Sehen, auf das innere und sie verwandelt sich ins Erkennen, Urtheilen, Entschieden. Vgl. das lat. cer-nere. — Im Griechischen erscheint mit gleichen Bedeutungen die Wzl. kri im Verb. kri-n-o.

3. Das Kragen ist ferner im sensitiven Sinne ein Erregen, das je nach Umständen angenehm berührt oder widerwärtig und schmerzlich. — Im gr. Verbum char-asso haben wir neben der Bedeutung des Scharrens und Kragens auch schon die des Aufregens und Reizens durch jedes beliebige scharfe Mittel, sei es in Worten, sei es in Werken. Man vgl. das subst. char-ax einerseits, andererseits die Stelle bei Herodot (VII. Buch), wo von der Geiztheit und Erbitterung des Darius gegen die Athener gesprochen wird (ke-char-agmenos). — In char-is, char-iais, chairo, char-ma, erscheint der Typus char mit günstiger Bedeutung. Das gr. Subst. char-is bezeichnet objectiv den Reiz als angenehmes Aufregendes, subjectiv den Reiz, als süße Aufregtheit und Wohlgefühl. Es ist eben so sehr des Wortes Glück, als des Wortes Verdienst, wenn char-is mit einer ausschließlich anmuthigen und seelenvollen Physiognomie uns entgegenblickt. Denn der Typus char bezeichnet bloß die vielfache Erregung — ob eine süße, wonnvolle, liebliche oder eine schmerzliche, martervolle, schänderhafte ist nicht entschieden; ob mit einem rohen materiellen oder einem feinen geistigen Organe ist ebenfalls nicht entschieden; ob ein Kraken und Kräuen oder ein Kragen und Zerreißen, ob ein angenehmes oder ein unangenehmes Reizen — alles dieses hängt noch in der Schwebe. — char gleicht einem Gesichte, mit verbundenen Augen, dessen Züge stark und lebhaft erregt sind. Lächelt es? fragen wir, weint es? oder thut es keines von beiden, thut es beides zugleich, grinst es? — Darum, Schoskind der Aphrodite, Charis, dank' es zwar deinem lieben Ego — denn die Anlage fehlte nicht — dank' es aber auch dem Fremden, dem Nicht-Ego, daß du so wun-

derschön und liebreizend wurdest. Stehe, beim Better charasso muß bei Herodot ein sehr verzwicktes und grimmitiges Gesicht gegen deine Landsleute schreiben! Und du selbst hättest gar leicht etwas deraartiges werden können, daß man dich mit einem armen hungrigen Tagelöhner vergleiche, dessen Haar dürr und struppig, dessen Mutlis eingefallen, gramverzehrt und gespensterhaft, dessen Körper ein wandelndes Gerippe, das in den krummen dürrern Fingern die Hacke hält und auf fremden Acker kragt und scharrt. — Du hättest noch etwas viel Schlimmeres werden können, nämlich böse an Gemüth, ein grimmitiger Wicht, der wie eine Wespe den Nebenmenschen sticht und peiniget. Nun aber hast du das Arge alles abgestreift, des Schönen und Guten aber so vieles dir zugeeignet! — In char-ops ist die Wzl. char noch ziemlich undeterminirt. char-ops deutet zwar immer auf einen höchst lebhaften und geweckten Blick, ob er aber angenehm und wohlthwend, oder furchtbar und unheimlich wirkt, hängt vom Bezuge und der Situation ab. Z. B. in einer Verbindung wie charops neotes würde charops lieblich zu nehmen sein (die heiter, freudig blickende Jugend). In einer Verbindung hingegen wie die bei Soph. Phil. vers. 1146, wo es heißt: charopon ethne theron, spüren wir eher die Neigung, charops als unlieblich zu fassen. Denn der Blick der reißenden Thiere ist zwar sehr lebendig und funkelnd, aber auch furcht- und grauerregend. Nun gibt es homines doctissimi, welche weiß Gott warum, vielleicht den sophokleischen Raubthieren zu lieb bei char-ops das sanskr. har-it (grün) herbeiziehen. Und was soll denn auch damit geleistet sein? Besser wäre es, wenn diese Leute erwägen möchten, daß die Bedeutung „grün“ im sanskr. harit selbst sehr zufällig und bedingt ist. Denn um es rund herauszusagen, der theilweise oder totale Verchluslaut besitzt weder einzeln noch in der Combination irgend eine Fähigkeit, diese oder jene Farbe unmittelbar nachzunehmen. Dazu ist allenfalls der Vokal tauglich, so daß i für eine entschieden hellere Lichte, das u für eine entschieden dunkle und nächtliche Farbe; die übrigen für gewisse Mittelöne. — Das sanskr. har bezeichnet also das Grün bloß nach seiner Wirkung? Halt! auf welchen Sinn? — Auf das Auge? — Gut. Dann ist das Grüne mittelst des Typus har eben als ein tief und innig Aufregendes, als ein lebhaft und kräftig Angreifendes nach der günstigsten Seite

versinnbildet. — Wie jedoch, wenn wir das Grüne nicht auf das Auge, sondern auf den Geschmackssinn beziehen als Symptom der unreifen Frucht? Dann bleibt zwar wiederum die Grundform har in ihrem Rechte, aber das so schöne Grün muß in den eigenen Apfel heißen, und der ist bitter und sein Saft herb und schneidend.

4. Das Tragende und Scharrende äußert sich sehr leicht roh, herb, grob, zugleich aber auch stark, kräftig, wirksam. Eine Reihe adjektivischer und substantivischer Bezeichnungen, welche auf der Combination des Kehlautes mit dem Zitterlaute basiren, entwickelten sich zu dieser Idee.

5. Das griech. chri-o (salben). Salben! Allerdings, aber nur ein Delfläschchen her, sonst bleibt's vor der Hand beim Reiben, überhaupt beim kräftigen Erregen mittelst eines mehr oder weniger scharfen Werkzeuges. Man vgl. übrigens die Stelle bei Achylus, Prometheus v. 599, wo die Promeise, von der die Io gemartert wird, chriusa kentros phoitalois heißt. Ein schönes Salben! Hier tritt das ursprüngliche Gesicht des Typus chri schon ziemlich deutlich hervor.

Wir übergehen eine Reihe von Wurzeln, die aus dem Keh- und Zitterlaute bestehen, und die sich im akustischen sowohl als optischen Sinne unschwer begreifen lassen, wie Z. B. das lat. horr (in horr-ere, horr-or, horr-idus), das lat. hir (in hir-tus, a, um), das lat. haer (in haer-ere, haer-escere), das griech. chra, chro (in chra-omai, chre-zo, chre-os).

Wir erwähnen nur noch Folgendes. Es gibt eine Wzl. ap, sie heißt fassen; es gibt eine Wzl. kap, sie heißt fassen; es gibt endlich eine Wzl. kr-p, kr-m, sie heißt auch fassen. Was die letzte Form betrifft, so verweise ich auf das mittelhochdeutsche Verbum krapfen und krimmen (erkrimmen). — Die vergleichende Sprachforschung behandelt alle drei Typen gleich liebreich, gleich mütterlich. Kinder, sagt sie, ihr heißt alle drei „fassen“ basta. — Ob aber vom künstlerischen und malerischen Standpunkte aus eine Differenz da ist, um das schert sie sich nicht. — Wir aber sagen: Wenn ap, kap, krp im Sinne des Fassens auf die Hand bezogen wird, so schildert uns ap und kap das Benehmen derselben ganz anders als der Typus krp. — ap und noch entschiedener kap malt uns die Hand, wie sie sich

auffhüt und nur einmalig klappt, dann erpact; krp hingegen deutet auf eine Hand, deren Finger alle starr sich auseinander sperren, so daß vielfache Klaffungen entstehen; deren Finger alle edig sich brechen, so daß eine gespensterhafte, graffe Gebärde zum Vorschein kommt. Das ist die ursprüngliche Intention des Sprachgeistes bei ap und kap einerseits und bei krp, krm anderseits. — Das so eben Bemerkte erinnert mich an Wurzelformen wie das lat. cur in curvus, cir-c in circus, circulus, circa und verwandte griechische, mit denen der Begriff des Krümmen, Gebogenen, Kreisartigen verknüpft wird. Es gibt wohl manche Duelle, aus der der Mensch schöpfen konnte, wenn sich der akustische Sinn dieses Typus in den fraglichen optischen verwandeln sollte. Ich nenne beispielweise nur das begleitende sichtbare Phänomen, wenn die Hand tragend arbeitet. Mit Nothwendigkeit nehmen alsdann die Finger eine Gestalt an, die krumm und gebogen ist. — Mit Recht durfte daher der Mensch, eine tiefere allgemeine Ursache ahnend, die akustische Gestalt kr, gr, ehr in die genannte optische umsetzen.

X. Verschiedene Bezeichnungen für die Qualität der Luftbewegung.

Die Luft bewegt sich sowohl außerhalb, als auch innerhalb eines Mediums auf so verschiedene und mannigfaltige Weise, daß wohl alle sprachlichen Geräuschklaute, sei es einzeln sei es in geschickter Combination, fähig sind die eigenthümlichen Wirkungen derselben auf das Gehörorgan nach irgend einer Seite hin zu charakterisiren. Die Luft tritt als Wind halb hauchend, halb blasend, halb sausend, bald rauschend, bald pfeifend, bald kispelnd und flüsternd auf, je nach der Intensität, je nach dem Medium, in dem sie sich verfängt. — Wir betrachten blos einige Typen und zwar solche, die in der Sprache wirklich erscheinen.

Eine Bezeichnung für die bewegte Luft wäre z. B. die Form h-w, vokalisiert hwa (abgeschwächt wa). hwa verstimlicht uns den ins Labiale übergleitenden Hauch, wodurch er schwellend wird, jedoch mit dem Nebenbegriff der Hohlheit, Dymnacht, Mächtigkeit. So erscheint wa onomatopoeisch im sanskr. wa-tr (Wind), im deutschen wehen.

Kräftiger schon und schneidender wird der Wind durch F bezeichnet. Vgl. die lat. Wzl. fav, wie sie erscheint im Subst. favonius. Im Verbum fav-eo hingegen hat sich die ursprüngliche Bedeutung verloren, indem die qualitative „günstig, gezogen sein“ an deren Stelle trat. Eigentlich aber heißt favere aliovi: Einem zuwehen, und das Bild ist von dem Meer entlehnt. Man vergl. in dieser Beziehung das Verbum aspirare, das 1. noch recht eigentlich heißt: zuwehen, dann 2. fördernd zuwehen, endlich überhaupt gezogen sein, unterstützen.

Ein anderer sehr lieblicher Sprachtypus für den bewegten Wind wäre das complicirtere hw-l, vokalisiert hw-l-a (wla, vla, fla). Dieser Typus hwla verstimlicht uns als Whmlaut fürs Ohr den sanftschwellenden Windhauch, der sich in einem solchen Medium verfängt, daß er kispelt und flüstert. — Wie aber, wenn wir ihn auch als Whmlaut fürs Auge betrachten vorzüglich was die Natur des l betrifft?

Als Mittel zur Erzeugung des l dient einerseits die Vorderzunge, die vorn Sperre bildet; anderseits der Athem, welcher eben in Folge dessen gezwungen wird, durch die zwischen dem Zungenrand und den Backenzähnen freigelassene schmale Öffnung quer herauszustreichen, wodurch ein eigenthümliches Gellispel und spielendes Geflüster entsteht. — Das l deutet auf den Athem zurück, wie er, zunächst geradlinig strebend, abirrt. Die Ursache dieser Aberration ist, daß in der Front totaler Verschluß eintritt, die Folge davon eine Seitenbewegung des direkten Hauches. Nun aber ist dieses schiefe Streichen nichts weniger als eine gewaltsame Brechung, vielmehr gleitet der Hauch auf das sanfteste in das Vakuum der Wangen über, und nachdem er sich in diesem Medium flüchtig manœvriert hat, eilt er etwas gebläht an der Seite des Mundes heraus.

Kraft dieses pneumatischen Bildes wäre für l, insofern bei ihm das Geradlinige des Hauches in eine sanfte Flexion übergeht, das passende optische Symbol die graziose Wellenlinie. —

Demgemäß verstimlicht uns der Typus hwla akustisch den geblähten Windhauch, wie er wellenartig sich dreibt, spielend hin und her wogt im steten unruhigen Wandel. Es läßt sich eine Reihe concreter Fälle namhaft machen.

wo der Undulationslaut sowohl im akustischen als auch im optischen Sinne durchaus angezeigt ist. So setzt ein eingeschlossenes Feuer die durchstreichende Luft in solche Pulsationen, daß wir dieses Phänomen einzig und allein mit *h*, *h*etneswegs aber mit *r* bezeichnen können. Denn alles Raube und Scharfe fehlt gänzlich, nur das Wirbelartige herrscht in der sanftesten Uebersetzung. — Die Ursache dieser Pulsationen aber, wodurch die zudringende Luft sich so eigenthümlich gestaltet, war hinwiederum das Feuer selbst, das da wogt und wallt, unermüdblich in ebenso lockern als lieblichen Formen hin und her spielt. — Das Feuer wiederum findet sein Ebenbild im Dunkeln an den unaufhörlich tanzenden und sich nachjagenden Lichtschatten. — Man erinnere sich ferner des Vorkommnisses, wo ein kräftiger Wind in einer Fahne sich versängt. Erstlich ein lallendes Geräusch des unsichtbaren Stoffes, zweitens das sichtbare Spiel des lockern, immer nachgiebigen Mediums. — Ebenso wird, wenn ein Vogel aufsteigt, die Luft durch die Schläge der concaven Fittige so zerpreßt, daß sie sich schwellend und wirbelförmig äußert.

Schließlich verzeichne ich noch einige, durch das *l* charakterisirte Sprachgebilde, die theils auf unser Gehör, theils aber auch schon auf unser Auge abzielen. Das lat. *fla-ro* (Subst. *fla-tus*, *fla-men*), das gr. phloisb-*eo*, das deutsche flüstern. Mit optischer Tendenz das lat. *flamma*, *flagrara*, *fluitare*, das deutsche flackern, flammen, flimmern, flattern, Flitter.

Unter allen Halbvokalen hat das *R* noch am meisten Verwandtschaft mit dem *L*, und ist auch, wie man zu sagen pflegt, oftmals in der Sprache mit demselben verwechselt worden. Jedoch beim wahren Lichte betrachtet bleibt die gegenseitige Differenz groß genug. Ein tausendbediges Polygon ist immer noch kein Kreis. Doch die wichtigere *R* auf seine wirbelnde Kraft, das leichtere *L* aber auf seine wirbelnde Annehmlichkeit.

Stemmt schließen wir für diesmal. — Möge durch verbundene Sorgfalt der von uns gesetzte und bis zu einer gewissen Höhe großgezogene Schößling vollends erstarken zum schönen, mächtigen Baum!

